

Politische Geschichten aus meinem Leben

Dr. Rolf Linkohr

* 11. April 1941

+ 5. Januar 2017

Text Herbst 2015

Politische Geschichten aus meinem Leben

Rolf Linkohr

(27.11.2015)

Politik hat mein ganzes Leben bestimmt. Ich will deshalb aus der zeitlichen Distanz versuchen, etwas darüber zu erzählen. An sich gibt es wenig spektakuläre Ereignisse, doch will ich die festhalten, von denen ich glaube, dass sie erwähnenswert sind. Es könnte ja sein, dass man daraus etwas lernen kann. Meine Erfahrungen und Schlussfolgerungen will ich in drei Abschnitten festhalten. Sie beschreiben mehr oder weniger die Zeit bis zu meiner Wahl ins Europäischen Parlament (EP), die Erfahrung mit dem EP sowie die Zeit danach.

Was Politik ist und weshalb sie sich von der exakten Wissenschaft unterscheidet, habe ich allerdings als gelernter Physiker erfahren. In der exakten Wissenschaft gibt es eine Bewegung nach vorne. Nichts wiederholt sich. Die Erkenntnis wächst mit der Zeit. Und die Menschen wissen mit der Zeit mehr von den Dingen. In der Politik hingegen kann sich vieles, um nicht zu sagen, alles wiederholen. In meiner Jugend habe ich zum Beispiel geglaubt, dass die Konzentrationslager und die industrielle Vernichtung von Menschen eine nicht wiederholbare Sonderheit der deutschen SS war. Heute muss ich gestehen, dass Grausamkeiten, Folter und Vernichtung leider kein Einzelfall sind. Sie wiederholen sich. Damit ist schon vieles gesagt.

Man könnte es auch anders ausdrücken. In der Naturwissenschaft ist zwei und zwei vier, in der Politik hängt das Ergebnis von der Wahl oder von den Ereignissen ab. Manchmal sind somit zwei und zwei eben fünf.

Die Zeit vor dem Europäischen Parlament

Mein politisches Interesse begann schon im Alter von etwa 15 Jahren. Ich war damals am Stuttgarter Zeppelin Gymnasium und begann mich für politische Ereignisse zu interessieren. Es waren erst etwa 10 Jahre seit dem Ende des zweiten Weltkriegs vergangen, und da ich in diesem Krieg meinen Vater verlor, beschäftigte mich der zweite Weltkrieg mein Leben lang. Weiterhin beherrschten Kriege und Streit das Zeitgeschehen. Es waren im wesentlichen Kolonialkriege, Kriege der Franzosen in Indochina und in

Algerien, der Briten in Afrika, der Portugiesen weltweit, doch gab es auch den sogenannten kalten Krieg, in dem sich sowjetischen und amerikanische Atomwaffen gegenüber standen.

So erlebte ich auf meine Weise den algerischen Unabhängigkeitskrieg. Mit meinem Schulfreund Ingo Speidel sammelte ich Kleidungsstücke, die wir an die FLN (Front de la Libération National) weiterreichten. Wir mussten allerdings alle Kleidungsstücke dem Rektor, einem sehr deutschnational denkenden Mann zeigen. Doch da es gegen die Franzosen ging, war er einverstanden. Nur einmal zögerte er und meinte, der Mantel sei zu kostbar und könnte auch einem Deutschen Dienste leisten. Doch am Ende gab er dem Drängen meines Schulfreundes nach.

Ein anderer Schulfreund brachte eines Tages ein Liederbuch mit Naziliedern mit. Naiv, wie wir waren, gefielen sie uns. Auf dem Schulgang sangen drei von uns einige Lieder – es war als Provokation, nicht als Bekenntnis zum Nationalsozialismus gedacht - und wurden auch sofort erwischt. Der Lehrer, dessen Namen ich vergaß, war jedoch klug genug und bestrafte uns auf seine Weise. Wir drei mussten zum benachbarten Süddeutschen Rundfunk, um uns belehren zu lassen. Herr Pechel, im obersten Stock des Gebäudes, hielt uns einen interessanten Vortrag über den Nationalsozialismus, führte uns Schallplatten mit Reden von Hitler und Goebbels vor und korrigierte auf seine Weise unsere Naivität. Wir sangen fortan niemals wieder Nazi-Lieder.

Die Schulzeit war geprägt von teilweise sympathischen, manchmal auch autoritären Alt-Nazis und jungen, oft in den USA ausgebildeten Lehrern. Schließlich waren viele frühere Lehrer tot und man brauchte die Überlebenden. Einmal meckerte ich öffentlich, weil unser konservativer Lehrer in einem Vergleich Ludwig Uhland über Heinrich Heine stellte. Heine war Jude, Uhland Schwabe. Ich bekam eine Backpfeife. Das Thema war damit abgeschlossen.

Ansonsten organisierte ich immer wieder Reisen nach Westberlin, denn ich war Schulsprecher geworden. Die Reisen nach Westberlin wurden von der Öffentlichkeit bezuschusst, sie waren also fast kostenlos und erlaubten unter anderem Einblicke in das andere Deutschland. Die DDR hat mich von der ersten Reise an immer faszinierend, nicht weil ich zum Kommunismus neigte, sondern weil dort einige Menschen andere Werte vertraten als wir im Westen lernten und sie beeindruckend reden konnten. Diese Menschen haben mich fasziniert. Dabei muss man bedenken, dass es noch zehn Jahre nach dem Krieg viele Idealisten gab, die einen deutschen Staat ohne Nationalismus und Krieg aufbauen wollten. So war ich einmal in einer Vorlesung der Humboldt Universität und sah, wie ein Blinder einer Vorlesung beiwohnte. Ich fand es bemerkenswert, wie sich der kommunistische Staat um Behinderte kümmerte. Auch freundete ich mich mit einem Altkommunisten an, der mir seine Überzeugung nahe bringen wollte. Ich weiß nur noch, dass er sehr bescheiden wohnte, aber großartige Ideen hatte.

Doch ich hatte auch unangenehme Erlebnisse. Als Student war ich einmal mit drei Kommilitonen nach Dresden eingeladen. Wir wohnten in einem Studentenheim und eines späten Abends kamen wir ziemlich betrunken nach Hause. Die Straßen waren menschenleer, doch waren sie mit roten Fahnen beflaggt. In meiner Naivität nahm ich eine Fahne ab und trug sie ins Studentenhotel, wohl ahnend, dass der Diebstahl einer roten Fahne schwer geahndet wurde. Der andere Tag war unser Rückreisetag. Wir fuhren Richtung Zonengrenze und ich hatte die Rote Fahne eingepackt in meinem Koffer. Schließlich kam die Grenze und zwei ostdeutsche Grenzpolizisten durchsuchten die Koffer. Im ersten Koffer fanden sie nichts, im zweiten ebenso wenig, auch im dritten Koffer war nichts, was sie interessieren konnte, und jetzt war ich dran. Doch bei mir verzichtete er auf eine Durchsuchung und mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich fuhr also mit der Fahne im Koffer über die Grenze nach Westdeutschland. Doch auch dort warten die Grenzer auf uns. Sie waren allerdings nicht am Inhalt der Koffer interessiert, sondern wollten von uns wissen, ob wir etwas auffälliges beobachtet hätten, einen Truppenaufzug, oder Panzer, etc. Wir verneinten dies wahrheitsgemäß und verabschiedeten uns. Man muss dazu wissen, dass alle Briefe von Ost nach West und von West nach Ost zweimal geöffnet wurden. Schließlich wollte jeder vom anderen Wissen, wann und wie er angriffe!

Doch was tun mit der roten Fahne? Aufhängen erübrigte sich. Auch war der Stoff ziemlich billig, so dass ihn niemand wollte. Die rettende Idee kam mir an Fasching und so wurde aus der gestohlenen Fahne ein Faschingskostüm.

Mit Westdeutschland und seinen Werten habe ich mich wenig auseinandergesetzt. Es reicht für eine Erzählung nicht aus. Aber ich war von den Ideen der Gründungsväter der USA völlig durchdrungen. Ich war ein Westler.

Was mich interessierte, das war Europa. Von der deutschen Nation hielt ich nach dem schrecklichen Krieg nicht viel. Die Nationalhymne sang ich nicht. So versuchte ich zu reisen, was in meinem Falle darauf hinaus lief, Brieffreunde zu haben. So kam ich zuerst nach Großbritannien und dann nach Madrid. Meine Brieffreunde waren unpolitische Menschen, was mir aber wenig ausmachte. Wichtig war das Reisen. In Großbritannien war mein erstes Ziel die von den deutschen Bombern völlig zerstörte, doch wieder aufgebaute Stadt Hull. Schon im Zug nach Hull wurde ich freundlich empfangen. Die Arbeiter hatten wie im Süden Europas große Körbe mit Nahrungsmitteln mitgebracht, an den Haltepunkten tranken sie ihren Tee und im Zug sangen sie ihre Lieder. Und mich luden sie ein. Ich bekam meinen Tee, durfte mich an den Broten erfreuen und wurde zum Singen aufgefordert.

Zu meiner Überraschung vermittelte mir die Mutter meines Brieffreundes, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, einen Gesprächstermin mit dem damaligen Oberbürgermeister von Hull. Ich war mehr als stolz und ging zum ausgemachten Termin ins Rathaus, wo mich der OB samt seinem Butler empfing, der mir zum ersten Mal in meinem Leben einen Sherry reichte. Wir redeten eine Stunde lang über die Stadtpolitik, er verteidigte die Idee, kleine Häuschen mit Garten bauen zu wollen und nach einer Stunde

verabschiedete er sich, weil er zu einer Gartenparty mit der Königin nach London musste. Doch vor seinem Abschied stellte er mir noch einen Stadtführer vor, der mich eine Gerichtsverhandlung besuchen ließ, der mir das Geburtshaus von William Wilberforce, dem britischen Sklavenbefreier zeigte und der mir außerdem den Glockenstuhl der höchsten Kirche von Hull zeigte. Von diesem Besuch war ich derart beeindruckt, daß ich später nie ablehnen konnte, wenn ein junger Mensch mich um Rat fragte. Der OB war von der Labour Party.

Die freundliche Behandlung eines jungen Deutschen, dessen Vorfahren viele Briten das Leben kostete, setzte sich fort, als ich einige Tage danach mit dem Fahrrad die Region von Yorkshire bereiste. Als ich nach einigen Tagen das geliehene Fahrrad dem Fahrradhändler zurückgeben wollte, fragte der nur, ob es mir gefallen habe und lehnte es ab, für das Fahrrad bezahlt zu werden.

In der Schule lernte ich Spanisch und um es zu verbessern, wollte ich nach Madrid. Ein Schüleraustausch verhalf mir auch in diesem Fall zu einem Aufenthalt. In Madrid, damals unter General Franco eine schlimme Diktatur, erfuhr ich was es hieß, in einer totalitären Diktatur leben zu müssen. Nebenbei war es sehr heiß. Es war August, die Temperatur bewegte sich zwischen 40 und 45 Grad Celsius, kleine Kinder verdienten sich etwas Geld, indem sie den großen Autos für die Mitfahrer die Türen öffneten, an den Straßenkreuzungen saßen neben großen Stapeln von Wassermelonen Bauern, die die wässerigen Melonen für wenig Geld verkauften, vielen Menschen sah man die Armut an. Die reiche katholische Kirche machte auf sich aufmerksam, weil sie die spanische Diktatur mit dem Schutz des Papstes in Zusammenhang brachte (Spaniens Existenz wurde mit dem Schutz des Papstes begründet), was ich für verrückt hielt, mit anderen Worten, die Diktatur spürte man durch die völlige Abwesenheit der Moderne. Mein Brieffreund, ein Madrider, war völlig unpolitisch, ihn interessierte nur seine „Novia“, wie man in Spanien zu seiner Freundin sagt und darüber hinaus pornographische Hefte, von denen er meinte, in Deutschland gäbe es davon viele, was sein Interesse an Deutschland begründete. Doch mich interessierten seine Geschichten nicht.

Ich machte Ausflüge in die Umgebung. Etwa nach Toledo. Ein junger Mann aus Kanada begleitete mich. Wir fuhren in einem Lokalizug nach Toledo, dessen Wagen aus Holz waren und der sich in jeder Kurve durch Neigung der Bretter an die Situation anpasste. An einem Haltepunkt blieb der Zug stehen. Ich wartete sitzend, der Kanadier verließ den Wagen, ein Schnellzug brauste vorbei und der Kanadier kam bleich auf mich zu. Er erzählte, dass der Weichenwärter vergessen hatte, von Hand die Weiche umzulegen, woran er sich aber im letzten Moment erinnerte. Dann sprang er wie von einer Wespe gestochen auf und legte im letzten Moment die Weiche um. Der Schnellzug brauste an uns vorbei. Hätte er es nicht geschafft, dann wäre dieser Aufsatz nicht entstanden.

Politische Kontakte hatte ich nicht. Dazu fehlte auch die Gelegenheit. Doch einen allgemeinen Eindruck von einer isolierten Diktatur bekam ich schon. Für den Moment reichte es. Dazu muss man wissen, dass wir damals in Deutschland viele Gastarbeiter aus

Spanien hatten, die zum Teil aus politischen Gründen auswandern mussten. Sie konnte ich nach meinem Aufenthalt in Madrid besser verstehen.

Ich war damals um die zwanzig Jahre alt. Ob ich bereits das Abitur hinter mir hatte oder nicht, weiß ich nicht mehr. Es fehlte aber noch ein Kontakt nach Frankreich. Ich nehme an, es war meine Mutter, die mir den Kontakt zu einer jungen Französin verschaffte, die zu Hause Deutsch lernte und deren Berufswunsch Musiklehrerin war. Sie war an der deutschen Musikwelt sehr interessiert, vermutlich auch an mir, doch ich nicht an ihr. Ich besuchte sie und ihre Eltern anschließend nach ihrem Aufenthalt in Stuttgart in der Gegend von Le Mans. So lernte ich arme Bauern in Frankreich kennen, die für ihre Tochter alles Erdenkliche taten, damit sie studieren konnte. Das Mädchen, deren Namen ich ebenfalls vergaß, heiratete kurz darauf einen französischen Musiker, was ihr sicher gut bekam. An was ich mich erinnere, war die extreme Armut der französischen Landbevölkerung. Selbst in dem vom Kriege zerstörten Deutschland gab es diese Armut auf dem Lande nicht mehr. Für mich war es eine wichtige Erfahrung.

Kurze Zeit darauf verschaffte mir meine Tante erneut einen Kontakt nach Frankreich. Ich wurde in eine Firma namens Lavalette vermittelt, die Bosch erwarb und die nördlich von Paris lag, in einem von Kommunisten beherrschten Viertel. Um in Paris wohnen zu können, erteilte ich den Kindern einer sehr reichen Familie im 16. Arrondissement Nachhilfe in Mathematik und Latein und ich wohnte im Dachgeschoß, wo die Dienstmädchen früher ihr Zuhause hatten. Der Ein- und Ausgang war natürlich gesondert vom normalen Ein- und Ausgang, den die „Herrschaften“, ziemlich arrogante Leute benutzten. In dieser Firma lernte ich Raph Barasnic kennen, der in den zwanziger Jahren mit seiner Frau aus Kishinev im heutigen Moldawien stammte. Beide waren Juden und entkamen im zweiten Weltkrieg den Deutschen nur durch Zufall. Und beide bekannten sich zu Joseph Stalin, dem sie ihr Leben zu verdanken glaubten. Der französische Kommunismus unterschied sich allerdings erheblich von dem deutschen, den ich bereits in Berlin kennen lernte. Es ging weniger heftig zu, und am Wochenende gab es bei ihnen auch Feste mit gutem Essen und allerlei Tänzen, mit andere Worten, mit französischer Lebensart. Jeder und jede hatte in einem Schränkchen in der Firma etwas Wein oder Schnaps. Man trank davon schon am Vormittag. Wir hatten in der Firma mehr Diskussionen als Arbeit, mein Beitrag bestand eigentlich nur in Worten, wir stritten heftig und manchmal waren wir auch einig. Von Deutschland hatte man keine Ahnung, denn bei uns waren die Franzosen höchstens als Kriegsgefangene, doch hatte man eine feste Meinung von Deutschland. Wir Deutsche waren fast alle Nazis. Bei mir machte man eine Ausnahme, denn mich kannte man. Es gab viele Clichés, z.B. das, dass die Deutschen fleißig sind, die Franzosen aber faul. Eines Tages brachte man einen großen deutschen Dieselmotor, an den eine Pumpe befestigt werden sollte. Doch keiner der französischen Ingenieure wusste, was zu tun war. Auch wollte man die weißen Kittel nicht schmutzig machen. Man trieb dann einen deutschen Ingenieur auf, der im Nu die Pumpe am Dieselmotor befestigte und dann auch noch das Ganze zum Laufen brachte. Die Bewunderung des Deutschen war groß und man fühlte sich in seinen Vorurteilen bestätigt. Die können nicht nur KZ's bauen, sie bringen auch einen Dieselmotor zum Laufen. Allerdings war der weiße Mantel dann schmutzig. Alkohol aus den Schränken gab es allerdings genug.

Ich kam morgens immer mit einem Liter Milch und einer Baguette in die Fabrik. Die Frauen nannten mich deshalb „le bébé“. Doch sie respektierten meine Beharrlichkeit. Wie ich überhaupt feststellen durfte, dass die Atmosphäre angenehm war. Allerdings hatte mich damals niemand zu sich nach Hause eingeladen. Einen Deutschen lud man nicht ein. In dieser Hinsicht unterschieden sich die Franzosen von den Briten, die viel umgänglicher mit den ehemaligen Kriegsgegnern umgingen wie die Franzosen. Später hat sich das Verhalten verändert, doch dazu brauchte es Zeit.

Der Krieg in Algerien war damals auf dem Höhepunkt. Er nahm schreckliche Züge an. In Paris wurden immer mehr Algerier umgebracht. An einem Wochenende wollten die algerischen Franzosen in großen Demonstrationen ihre Anwesenheit zeigen und es kam zu äußerst blutigen Kämpfen. Die Seine war rot von Blut. Ich nahm davon in meinem Fabrikleben Kenntnis, wagte aber nicht, mich einzumischen. In meiner unmittelbaren Umgebung gab es viel Sympathie für die Algerier, doch in konkreter Anteilnahme äußerte sie sich nicht. Wochenlang lagen Soldaten auf den Dächern, die Gewehre abschussbereit und in martialischen Uniformen. Frankreich erlebte vielleicht die schwierigste Phase seiner Geschichte. So jedenfalls finde ich es noch heute. Es war Charles de Gaulle, der durch sein geschicktes Vorgehen Frankreich und Algerien rettete. Ich habe ihn nicht kennen gelernt, doch sein Verhalten war das eines politischen Genies. Ich habe dabei aber auch gelernt, dass es in der Politik darauf ankommt, die Wahrheit erst zum richtigen Zeitpunkt zu sagen.

Warum behaupte ich das? Charles de Gaulle wurde nach langer Auszeit zum Staatspräsidenten berufen und wurde 1960 nach Algerien eingeladen, wo ein schrecklicher Krieg tobte. Die Franzosen erwarteten von ihm ein Bekenntnis zum französischen Algerien. Er hielt eine alles in allem intelligente Rede und sagte dann den entscheidenden Satz „Je vous ai compris“ – ich habe Euch verstanden. Die Franzosen hielten den Satz für das Bekenntnis zum französischen Algerien, doch genau genommen hatte er nichts gesagt. Ein paar Jahre später hat er Algerien in die Freiheit entlassen.

In Frankreich hatte ich einen neuen Brieffreund, den Bretonen Pierre Branellec. Er arbeitete in einem vornehmen Modegeschäft in der Rue Royale, also mitten im Zentrum. Die Kunden waren Charles de Gaulle und andere Würdenträger. Damals kam ich häufiger nach Paris und fand in der Innenstadt auch einen Parkplatz. Doch wenn ich in sein Geschäft kam, hatte ich in der Regel eine ziemlich heruntergekommene Hose an, mit Löchern und selten gewaschen. Das hinderte aber seinen Chef nicht, sich mit mir zu unterhalten. Und ich lernte ihn als einen gescheiterten Mann kennen.

In den kommenden Jahren habe ich Frankreich näher kennen gelernt. So habe ich eines Tages das Zentralgebäude der Kommunisten gesehen, das der berühmte brasilianische Architekt Oscar Niemeyer baute, selbst ein Kommunist. Es gab dort unterirdische Schlafräume, in denen man hunderte fanatischer Kommunisten unterbringen konnte. Denn man dachte damals noch an den Klassenkampf mit Kämpfen ums Überleben. Zu jedem Genossen gehörte ein Gewehr. Die Sozialisten hingegen lebten offen, sie glaubten

damals, mit Francois Mitterand eines Tages die Macht übernehmen zu können. Und die Konservativen hielten an dem Mythos de Gaulle fest, doch gab es auch viele, die davon nichts hielten. Frankreich war damals für junge Menschen wie mich das Referenzmodell. Man lernte Französisch, studierte in Frankreich, reiste und glaubte, die Wahrheit mit Löffeln zu sich genommen zu haben.

Pierre habe ich oft besucht. Am Ende merkte ich an seiner etwas exzentrischen Kleidung, dass er schwul war. Ich wusste offen gestanden nicht, was ich tun sollte. Wir brachen den Kontakt ab.

Was mich betraf, so studierte ich nicht Geschichte, was vielleicht richtig gewesen wäre, sondern Physik. Mehr als die Apparate interessierte mich aber die Philosophie und ihr Zusammenhang mit der Physik. Schon in der Schule gehörte ich einem kleinen Kreis an, der sich einmal in der Woche in einem engen Raum mit einem jungen evangelischen Pfarrer und Religionslehrer traf, um sich in klassischer Philosophie unterrichten zu lassen. Damals begriff ich, dass die alten Griechen in der Wissenschaft weiter waren als die späteren Christen und dass es der Renaissance bedurfte, um Europa auf den Stand der Griechen zu bringen, was ohne die Mitwirkung der Araber wohl kaum möglich war. Diese Erkenntnis öffnete mir auch die Augen für das Wissen anderer Völker. Ich wurde somit zur Toleranz erzogen.

Die zwanziger Jahre meines Lebens verbrachte ich weitgehend mit dem Studium der Physik. Eigentlich wollte ich ursprünglich Elektrotechnik studieren, denn die Physik traute ich mir nicht zu. Doch in den Vorlesungen verstand ich wenig und so fasste ich mir ein Herz und fragte den Physikprofessor namens Pick, ob er mich zum Physikstudium zuließe. Er fragte mich nach dem ohmschen Gesetz, eine Frage, die ich mit meiner Schulweisheit beantwortete, doch er meinte, linear sei der Zusammenhang nur bei wenigen Stoffen. Doch er nahm mich auf. Ich wollte später in die Industrie und Geld verdienen, etwas, was ich mir in den Geisteswissenschaften nicht zutraute. Den Kontakt zur Politik hielt ich aber aufrecht. Ich besuchte viele Veranstaltungen, war sogar Fluchthelfer, hielt an meiner Meinung fest, dass der Kommunismus nicht zu Deutschland und Europa passte, war kein Nationalist, doch ich war der festen Überzeugung, dass die DDR als zweiter deutscher Staat keine Zukunft hatte. Ich widersprach damit jenen auf der Linken, die diese Meinung pflegten.

So hatte ich eines Tages - es muß wohl schon in den achziger Jahren gewesen sein - eine Diskussion mit Egon Bahr, der die Meinung vertrat, die DDR habe eine Zukunft. Ich widersprach ihm, so wie ich auch heute der Meinung bin, das derzeitige, undemokratische Russland habe keine Zukunft.

Nun, wir werden sehen, wer Recht behält. Ich konzentrierte mich jedenfalls auf die DDR. Es ist heute vergessen, doch ich organisierte das erste Treffen zwischen einer

westdeutschen und einer ostdeutschen Hochschule. Ich war damals stellvertretender ASTA-Vorsitzender (ASTA – Allgemeiner Studenten Ausschuss) der damals noch Technischen Hochschule genannten Uni Stuttgart, damals ein wichtiges Gremium der Studentenschaft, und wir, die demokratisch westdeutsche Seite, die Dresdner Verkehrshochschule und die Technische Hochschule Stuttgart, trafen uns in Stuttgart zu einem politischen Treffen, steif und formal, wie es damals üblich war, doch unter großer Anteilnahme der Presse. Diese Veranstaltung brach übrigens das Eis, das damals West und Ost verband. Ich war mit meiner Vorarbeit zufrieden.

Auch organisierte ich eine Reise nach Ägypten, denn die Universität in Kairo war damals Partnerstadt der Hochschule in Stuttgart. Diese Reise war ein kleines Abenteuer, denn wir hatten wohl viel Interesse unter den Studenten, doch wir waren ohne Geld. So fragte ich bei der damaligen konservativen Landesregierung um Unterstützung nach, und wir bekamen tatsächlich das Geld für die Reise, die durch das ehemalige Jugoslawien in 6-er Abteilen bis nach Athen ging, wo wir die Nacht auf den Felsen der Akropolis zubrachten. Vermutlich schlief ich auf dem Felsen, auf dem der Apostel Paulus seine große Rede hielt. Die Reise über das Mittelmeer erfolgte in einem etwas billigen Schiff und wir kamen glücklich in Alexandria an. Drei Wochen verbrachten wir in Ägypten auf Kosten der Universität, sahen vieles an, kamen sogar bis in das damals von Ägypten besetzte Gaza, diskutierten viel mit Studenten über den Konflikt mit Israel und taten uns wichtig. Dazu muss man wissen, dass damals die westdeutsche Außenpolitik noch in den Kinderschuhen steckte und der Staat sich gerne der jungen Studenten bediente. So finanzierte zum Beispiel das Auswärtige Amt einem Studenten namens Jäger einen jahrelangen Aufenthalt, zuerst in der Türkei, dann im Iran und zum Schluss in Ägypten. Er lernte die Sprachen dieser Länder und hielt Kontakt zu den jungen Leuten. Auch mir bot das Auswärtige Amt nach dem Besuch in Ägypten eine Stelle in Lateinamerika an, mit einem ordentlichen Budget, über das ich persönlich verfügt hätte, doch ich lehnte ab, weil ich zuerst einmal mein Physik-Studium zu Ende bringen wollte.

Um die professorale Seite zu betonen, baten wir damals Professor Meckelein mitzukommen. Meckelein war Geograph und hielt viel von Karl May, denn er soll die Geographie des vorderen Orients bestens beschrieben haben. Später ernannte ihn Lothar Späth zu seinem Staatssekretär.

Die einjährige Tätigkeit im ASTA machte mich in politischen Kreisen bekannter. U.a. erhielt ich eine Einladung zur hundertfünfzigjährigen Feier der École Normale des Arts et Manufactures in Paris, einer Gründung Napoleons. Ich war der einzige und damit offizielle Vertreter der deutschen Studentenschaften. Die Festveranstaltung fand im Pariser Rathaus statt. Der Raum war mit mehreren hundert Menschen voll, es ging feierlich zu, Rundfunkreporter schwirrten überall herum und der Rektor hielt eine Festrede, die er mit der Aufforderung schloss, es mögen doch Fragen gestellt werden, denn er wisse um die besorgte Stimmung unter den Studenten. Natürlich regte sich keine Hand, die Franzosen waren zu Gehorsam erzogen worden, nicht aber zu provokanten Fragen. Schließlich reckte ich meine Hand und fragte, wann in Frankreich die studentische Mitbestimmung eingeführt würde. Der Rektor bedankte sich für die Frage und schloss daraufhin die Veranstaltung. Sollte ich es nicht schon vorher gewusst haben, so war mir jetzt bewusst:

ich hatte die wichtigste politische Frage gestellt, auf die der Rektor keine Antwort geben wollte. Die Veranstaltung war damit zu Ende, ich war aber der gefeierte Held der Studenten. Doch der Rektor würdigte mich keines Blicks. Radiointerviews folgten, mit anderen Worten, ich war mitten in der Politik angelangt.

Da ich bereits in der Schule Spanisch lernte, kam mir ein Angebot für einen spanischen Sprachkurs entgegen. Mit meinem Schulfreund Friedemann Dinglinger fuhr ich nach Fuengirola, damals ein elender Ort in Andalusien, der seine Toiletten noch außerhalb der Häuser hatte, doch der heute ein Ferienort mit vielen Hochhäusern ist. Im Nachbarort erhielten wir unseren Unterricht. Zuweilen gab es auch Vorlesungen zu besonderen Themen. So kam eines Tages ein rumänischer Professor zu uns, der an der Uni Tübingen lehrte. Er klärte uns auf über den Unterschied zwischen den romanischen und germanischen Sprachen, die er vermutlich alle beherrschte. Mir blieb noch in Erinnerung, dass die Romanischen Sprachen Feinheiten über den Satzbau ausdrückten, die germanischen hingegen Füllwörter benutzten.

Anschließend fuhren wir mit meinem Auto nach Lissabon, um etwas von Portugal mitzubekommen. Bereits an der Grenze merkten wir, was Diktatur bedeutete. Es ging nicht nur bürokratisch zu, man behandelte uns auch wie Bittsteller. Da die beiden Länder seit Jahrhunderten verfeindet waren, wurde die Grenzkontrolle besonders streng gehandhabt.

Das Studium der Physik brachte ich an der Stuttgarter Hochschule, die in den kommenden Jahren in Universität Stuttgart umbenannt wurde, erfolgreich zu Ende und ich begann eine Promotion an der Uni München in Physikalischer Chemie. Mein Interesse war, möglichst schnell zum Ende zu kommen, denn ich hatte schlicht kein Geld. So musste ich Unterricht an Münchner Gymnasien geben, was meine Begeisterung für den Lehrerberuf aber nicht beförderte. Erwähnenswert bleibt vielleicht, dass ich an der Uni Portugiesisch zu lernen begann. Eines Tages stand um 7 Uhr früh mein Portugiesisch-Lehrer vor der Tür und fragte mich, ob ich Lust auf einen Sprachkurs in Coimbra hätte. Mein Professor war einverstanden und ich fuhr kurz darauf ins faschistische Portugal. Zum zweiten Mal in meinem Leben war ich nun dort, in einem Land, in dem die Zeitungen jeden Tag über die Kolonialkriege berichteten, über Tote und andere Scheußlichkeiten, wo ganze Zeitungsseiten von der Zensur weiß gemacht wurden, wo Bürokratie und andere Schwerfälligkeiten das Land lähmten. Ich lernte wenig von der Sprache, doch blieb mir die Bürokratie im Gedächtnis. Der Umtausch von DM in portugiesische Escudos war bereits ein großes Ereignis. Viele Papiere wurden ausgefüllt, kontrolliert und abgeheftet, nur um 200 DM umzutauschen. Ein Umtausch dauerte um die halbe Stunde. Einmal hatte ich Langeweile und wollte mich in die Bibliothek zum Lesen zurückziehen. Am Eingang bekam ich im Austausch gegen meinen Pass eine Nummer. Der Bibliotheksaal war leer und ich setzte mich an einen beliebigen Tisch. Sofort kam ein Bürodienstler und fragte nach meiner Nummer, die offenbar einen anderen Tisch auswies. Ich musste auf Geheiß des Bürodienstlers in dem leeren Saal an einem anderen Tisch Platz nehmen. So lernte ich, dass Diktatur bis in die alltäglichsten Tätigkeiten hinein reichte.

Meine Promotion brachte ich mit 28 Jahren zu Ende. Es stellte sich die Frage, was nun. Mehrere Firmen, zumeist aus Nordrhein-Westfalen klopfen bei mir an. Darunter war ein interessantes Vorhaben. Man wollte zerkleinerte Kohle in Öl von Russland nach Deutschland pumpen, was sich aber der Korrosion an den Biegungen der Leitungen wegen im Unklaren. Deshalb wollte das Unternehmen – dessen Namen ich vergaß, aber es war sicher eines der ganz Großen – ein Labor einrichten, um die Korrosion zu untersuchen. Ich sollte das Labor leiten. Das Vorhaben reizte mich, doch lehnte ich dennoch ab, weil ich nicht nach Leverkusen wollte. Im Nachhinein stellte es sich als richtige Entscheidung heraus, denn das Projekt wurde aus politischen Gründen abgeblasen.

Ich wollte nach Stuttgart zurück, obwohl mir Bayern gefiel. Doch in Stuttgart und in Württemberg könnte ich einen Wahlkampf in Schwäbisch führen und damit meine Chancen verbessern. So dachte ich jedenfalls. Auf jeden Fall wollte ich in die Politik. Auch hatte ich mich in Bayern nicht übermäßig um die regionale Politik bemüht. So verstand ich damals meine Lage.

In Stuttgart begann ich in der Deutschen Automobil GmbH, einem Tochterunternehmen von Daimler und VW. Wir sollten ein Elektroauto bauen und meine Aufgabe bestand in der Entwicklung von Batterien. Bei meiner Einstellung wurde mir gesagt, dass die Batterie, eine Nickel-Titan-Wasserstoff Batterie im kleinen schon funktionierte, man müsse sie nur größer machen. Doch am Ende gab sie selbst im kleinen Format ihren Geist schon nach 40 Zyklen auf. Der Wasserstoff versprödete eben die Nickel-Titan-Legierung. Lanthan, das geeigneter war, verbot sich seines Preises wegen. Dann wurden weitere Konzepte versucht, doch auch sie führten zu keinem brauchbaren Ergebnis. Am Ende scheiterte das Experiment und anfangs der neunziger Jahre wurde die Firma aufgelöst, obwohl die Gründungsväter ursprünglich der Meinung waren, dass dem Elektroauto die Zukunft gehört. Es zeigt sich an diesem Beispiel deutlich, dass Voraussagen selten eintreffen, vor allem in solch einem Fall. Wenn heute das Elektroauto mit öffentlichen Mitteln weltweit gefördert wird, muss ich an diese Zeit zurück denken. Vieles, was heute versucht wird, wurde bereits zu unserer Zeit in Angriff genommen – und scheiterte. Gewiss, heute weiß man mehr, doch an der Batterie hängt es immer noch.

Die nächste neun oder zehn Jahre wurden von meinem Beruf – und meiner Familie – bestimmt. Doch die Anwesenheit in Stuttgart erlaubte mir auch ein Engagement in der SPD. Man wurde auf mich aufmerksam, ich engagierte mich im Ortsverein Bad Cannstatt und im Kreisverband, reiste durch ganz Baden-Württemberg und zuweilen auch innerhalb Westdeutschlands. Mehrmals versuchte ich, ein Mandat zu erhalten. Ursprünglich ging es um den Stuttgarter Gemeinderat, für den ich kandidieren wollte, doch nach Rücksprache mit meinem damaligen Chef nahm ich davon Abstand. Er meinte zurecht, daß der Platz eines Physikers sein Labor sei. Dann versuchte ich 1972 eine Kandidatur in den Landtag. Es war eine Kampfandidatur gegen den damaligen SPD-Wirtschaftsminister Hans-Otto Schwarz. Dabei muss man wissen, dass die letzten vier Jahre die SPD an der Regierung beteiligt war, was damals bei vielen als rechts und verwerflich galt. Ich kandidierte also gegen ihn, den viele Sozialdemokraten als Rechten betrachteten. Natürlich verlor ich, doch ich erhielt immerhin ein Drittel der Stimmen der Delegierten. Später freundete ich

mich mit Hans-Otto an, er wurde von der Landesregierung zum Vorsitzenden der Gasversorgung Süddeutschland ernannt und wir lachten gemeinsam über diese Episode.

An die Zeit bei der DAUG erinnern mich noch ein paar Episoden. Einmal verletzte sich ein Kollege am Auge, weil er in ein Rohr schaute, in dem eine Pulverexplosion stattfand. Sein Auge musste behandelt werden. Am Ende konnte er wieder sehen, doch als Betriebsrat hatte ich mich der Sache annehmen müssen. Mit meinem Chef besprach ich die Angelegenheit, wir bestellten bei der Berufsgenossenschaft einen Film über Verletzungen der Augen, führten ihn den Kolleginnen und Kollegen vor, bestellten außerdem Brillen für jede und jeden und hofften, dass die Brillen getragen wurden. Allerdings stellten wir fest, dass schon nach wenigen Tagen die Schutzbrillen nicht mehr genutzt wurden und selbst ein heftiges Zureden half nicht. Die Brillen wurden offenbar umsonst gekauft. Dann verschwanden auf einmal wichtige Werkzeuge. Sie wurden offenbar gestohlen. Jetzt war guter Rat teuer, denn wir wollten vermeiden, dass die Kolleginnen und Kollegen beim Verlassen des Firmengeländes durchsucht wurden. So erfanden wir ein Buch, in dem jede und jeder das Gerät, das er oder sie mit nach Hause nahm eintrug. So konnte der Verbleib der Werkzeuge kontrolliert werden. Ein drittes Mal stellte ich fest, dass ein Chemiker anfing, die Messgeräte zu waschen, ein an sich undenkbarer Vorgang. Er kam des Nachts, füllte Eimer mit Wasser und „wusch“ die elektronischen Geräte. Am Morgen war ein Großteil der Versuche zerstört. Der Mann, ein promovierter Chemiker, hatte offenbar durchgedreht. Er wurde in ein psychiatrisches Krankenhaus geschickt, wo er vermutlich bis zu seinem Lebensende blieb. Diesem traurigen Fall schloss sich ein anderer an. Eine junge Laborantin, ruhig und tüchtig, unauffällig und fleißig, kam eines Tages nicht mehr ins Büro. Sie hatte zu Hause Selbstmord verübt. Keiner wusste warum, denn sie sprach mit niemandem, sie war einfach weg, hinterließ keine Spur und wurde bald vergessen. Dennoch kann ich mich noch an diesen Fall erinnern, ein Tod, der sicher vermeidbar war.

Mir 32 Jahren heiratete ich Christel Schlotmann, die ich bei den Jungsozialisten kennen lernte. Wir bekamen zwei Töchter, Birgit und Katharina, lebten zuerst in der alten Wohnung meiner Mutter in Bad Cannstatt und zogen dann nach Stuttgart-Uhlbach, wo wir heute noch wohnen. In dieser Zeit las ich viele Bücher über den Deutschen Bauernkrieg und ich bildete mir ein, dass das schlechte Abschneiden der SPD in Baden-Württemberg seinen Grund darin hätte, dass wir ein schlechtes Verhältnis zu den Bauern hätten. Also gründete ich einen Arbeitskreis Landwirtschaft der SPD, der diesem Nachteil Abhilfe schaffen sollte. Wir waren etwa 10 bis 20 Personen, darunter mehrere Studenten der Hochschule Hohenheim, ein Bauer aus der Gegend von Schwäbisch Gmünd, auch der linke Professor Dr. Bergmann, ein ausgewiesener Agrarier machte mit, und wir beschäftigten uns mit der Landwirtschaft des Landes. Es gab viele Seminare, wir reisten im Lande umher und lernten dabei viel. Doch letzten Endes bewegte sich unser Denken in den Kategorien vergangener Zeiten, die DDR war in manchem das Vorbild und ökologische Maßstäbe wandten wir kaum an. Zum Schluss hatten wir ein Treffen mit den landespolitisch führenden Agrarwirtschaftler im badischen Riegel, ein Treffen, das entgegen der Erwartung nichts brachte. Der Oberagrarier sagte nichts, saß vor seiner Weinflasche, stierte vor sich hin und am Ende des Gesprächs meldete er sich zu Wort. Er sagte zu mir nur: „ Den muasch probiere, der isch guat“. Und meinte seinen Wein. Ich merkte, dass ich mit dem Agrarierlatein am Ende war und löste den Arbeitskreis auf.

Damals war ich stellvertretender Vorsitzender der SPD in Stuttgart, wir hatten drei Bundestagsabgeordnete und vier Abgeordnete im Landtag. Die SPD beschäftigte sich damals auf Bundesebene mit dem so genannten Orientierungsrahmen, einer Art Zukunftsprogramm. Mich wählte man zum Vorsitzenden dieser Diskussionsrunde in Baden-Württemberg. So war ich beschäftigt, wurde ernst genommen und kam im Land herum. Unterstützt wurde ich u.a. von Dieter Spöri, der in der späteren großen Koalition stellvertretender Ministerpräsident des Landes wurde. Allerdings bewegte sich auch dieses Mal die Diskussion nicht um ökologische Fragen, sondern verharrte in ökonomischen Kategorien. Einzig Erhard Eppler machte sich Gedanken über die ökologische Zukunft des Landes. Er wurde so zum Vordenker des Landesverbands, wurde deshalb aber von vielen verlacht, vor allem von dem sozialdemokratischen Bundeskanzler Helmut Schmidt, doch am Ende behielt er Recht. Allerdings gingen unsere Wahlergebnisse nach unten, nicht nach oben, was viele Sozialdemokraten für den Beweis dafür hielten, dass Eppler falsch lag und Schmidt Recht hatte.

Ein Witz machte damals die Runde. Erhard Eppler, Helmut Schmidt und Willy Brand waren gemeinsam in einem Flugzeug und die Terroristen zwangen sie auszusteigen. Doch jeder hatte vor seinem Ende noch einen Wunsch frei. Willy Brandt wählte eine junge Frau, Erhard Eppler wollte eine Rede ans Volk halten und Helmut Schmidt bat, dass man ihn vor der Rede Erhard Epplers aus dem Flugzeug werfen sollte. So entstanden die Grünen im Lande.

Der Landtag ließ mich aber nicht los. Ich stellte mir vor, im Landtag zu sein, die Firma Daimler und den Betriebsrat hinter mir zu haben, einen kurzen weg in den Landtag zu haben, mit anderen Worten, ich dachte an ein ideales Mandat. Daraufhin arbeitete ich und ich hatte viele Unterstützerinnen und Unterstützer. Doch es kam mir Michael Sexauer in die Quere, der wie ich stellvertretender Kreisvorsitzender war. In einem Konflikt mit der Partei stellte er sich hinter die Jungsozialisten, die gegen die SPD-Meinung waren und gewann auf der entscheidenden Kreiskonferenz mit einer Stimme Mehrheit die Wahl. Am Ende gestand mir der Vorsitzende des Ortsvereins Stammheim, dessen Favorit ich war, dass sie für Sexauer stimmten, da der dann aus dem Gemeinderat ausschied, um dem Nächsten, der aus Stammheim war, Platz zu machen. *Landte*

Für mich war es eine furchtbare Niederlage, denn ich hielt mein Leben für gescheitert. Nochmals wollte ich es nicht versuchen. Also blieb mir nur der Beruf, auf den zu konzentrieren ich mir vornahm. Dazu muss man wissen, dass ich bislang alles ablehnte, was einer beruflichen Förderung gleichkäme. Ich lehnte jedes Angebot ab. Auch gründete ich einen Betriebsrat, wurde sein Vorsitzender und glaubte, auf diese Weise meine Rolle in der sozialdemokratischen Bewegung zu stärken. Die SPD hatte damals immerhin über 5000 Mitglieder in Stuttgart. Ihr Wort hatte also Gewicht.

Allerdings erhielt ich wichtige Förderung. Herta Däubler-Gmelin, damals Ministerin in der Regierung Schmidt bot sich an, Volker Hauff wollte mich in den Bundesvorstand der Jungsozialisten bringen, Heidenheim wollte mich zum Bundestagskandidaten machen, doch ich lehnte alles ab. In den Bundestag wollte ich nicht und ohnehin war ich verärgert. Doch dann kam die Wende. 1978 beschlossen Helmut Schmidt und Giscard d'Estaing eine Direktwahl des Europäischen Parlaments, eines Parlaments, dessen Namen mehr versprach als es war.

Die Zeit im Europäischen Parlament

Für die Wahl in dieses Parlament machte ich mich stark. Ohnehin betrachtete ich mich als Europäer, dem nationales Denken fremd war. So war ich auch nicht an einem Bundestagsmandat interessiert. Das Europäische Parlament hingegen fand ich wie angemessen. Ohnehin reiste ich gerne, sprach mehrere Sprachen oder lernte sie – Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch, selbst Russisch und Latein hatte ich gelernt, sprach es aber offen gestanden nicht - und ich hielt mich für fähig, mit Menschen aus anderen Ländern umzugehen. Ich nahm Kontakt mit einigen Ministern auf, etwa mit Horst Ehmke, dem ehemaligen Kanzleramtsminister, und sie versprachen, mich zu unterstützen. Auch sprach ich mit Horst Seefeld, der bereits im indirekt gewählten Parlament saß. Ich übersah allerdings, dass eine Kandidatur nicht so einfach war wie es schien. Vor allem zeigte der Landesvorsitzende Erhard Eppler kein großes Interesse an mir, denn sein Bemühen war, ein Mitglied des Landtags – Rudi Schieler - nach Brüssel zu schicken. Außerdem musste bei der Erstellung der Liste auf die Frauen geachtet werden und nicht zuletzt gab es nur wenige Plätze. Immerhin gelang es mir, parteiintern auf den vierten Platz zu kommen. Da 1979 fünf Kandidaten bei der offiziellen Wahl durchkamen, war ich gewählt.

Allerdings hatte das damalige Parlament nichts oder wenig zu beschließen, sieht man einmal vom Haushalt ab, der aber ein geringes Volumen besaß. So verwunderte es mich nicht, dass einmal ein Stuttgarter Stadtrat mir riet, doch endlich mal ein richtiger Abgeordneter zu werden. Er hätte gerne gesehen, wenn ich Bundestagsabgeordneter geworden wäre. Doch mir gefiel das Europäische Parlament, vielleicht auch deshalb, weil es mein erstes Parlament war.

Mit 113 Mitglieder war damals die Sozialistische Fraktion die größte, gefolgt von der Europäischen Volkspartei mit 107 Mitgliedern, der die deutschen Christdemokraten

angehörten. Insgesamt hatten damals die Deutschen 81 Mitglieder. Die Gesamtzahl der Mitglieder betrug 410.

Im Parlament fand ich viele Genossinnen und Genossen wieder, die ich aus meiner Jungsozialistenzeit kannte. So waren die deutschen Sozialdemokraten ziemlich jung, während viele andere nationale Gruppen ältere Personen ins Parlament schickten, sei es, um sie zu versorgen, sei es, weil sie sich eher in den parteiinternen Wahlen durchsetzten. Jung hieß auch, dass wir Deutschen arbeiteten, während andere eher ins Gasthaus gingen, wovon es in Straßburg und Brüssel genug gab. So entstand auch der Spruch „Hast Du einen Opa, schick ihn nach Europa“.

Anfangs dachte ich wieder, mich in der Agrarpolitik hervorzutun, denn ich glaubte immer noch, Baden-Württembergs Problem sei die Agrarpolitik. Es stellte sich aber endgültig heraus, dass dies ein Irrtum war, denn erstens war diese Beobachtung falsch und zweitens hatte ich keine Ahnung von moderner Agrarpolitik. So beschäftigte ich mich schließlich mit der Forschungspolitik, zum einen, weil ich Physiker war, zum anderen, weil sich niemand um dieses Thema kümmerte. Es stellte sich aber mit der Zeit heraus, dass es das richtige Thema war, denn die Forschung macht heute einen Großteil der europäischen Politik aus. Mir verschaffte die Forschung aber auch den Zugang zu hervorragenden Forschungseinrichtungen in Europa, ich wurde um meine Meinung gefragt und je mehr Geld wir mit der Zeit zur Verfügung hatten, umso interessanter wurde ich. Offenbar zählt auch in der Forschung vor allem jener, der Geld zu verteilen hat.

Doch damals war Forschungspolitik ein Thema, mit dem sich niemand identifizieren wollte. Es gab aber auch Ausnahmen von dieser Regel. Einer war Professor Dr. Queisser vom Stuttgarter Max-Planck-Institut für Festkörperphysik, der mir einen Brief schrieb und mir zu meiner Wahl gratulierte. Immer wieder wies er mich darauf hin, dass die Siliziumforschung wichtig sei. Mit ihm bin ich noch heute im Kontakt.

1979 hatte das Parlament wenig Rechte. Wir hatten also viel Zeit. Einige von uns nutzten sie, um die europäische Zukunft zu entwerfen. Unter der strengen Leitung von Jacques Delors trafen wir uns einmal im Monat im Hotel Amigo in Brüssel. Wir kamen aus allen Ländern der damaligen EWG, aus der dann später die EU wurde. Vermutlich war ich der einzige, der aus diesem Kreis nicht später Minister oder Ministerin wurde. Allerdings hatte ich auch dazu keinen Ehrgeiz.

Für uns bestand Europas Ausweg aus der Belanglosigkeit in vier Freiheiten. Es sollte möglich sein, die Grenzen frei zu überschreiten, also das, was wir heute Schengen nennen, zweitens sollten die Waren keine Grenzkontrollen erfahren, drittens sollten die Kapitalkontrollen verschwinden und viertens sollten Dienstleistungen frei sein. Wir wollten einen freien Markt. Der Markt sollte der Motor sein, der Europa voranbringt.

Delors wurde dann französischer Finanzminister und schließlich Kommissionspräsident, denn Kohl und Mitterrand wollten ihn haben und setzten ihn auch gegen Margret Thatcher durch. Zwischen ihr und Delors bestand stets ein Konflikt, er machte sich im engen Kreis über ihr Täschchen lustig, ihre Sturheit in europäischen Angelegenheiten, doch seine Rolle als Kommissionspräsident wurde stets von Kohl und Mitterrand gestützt. Er wurde zum besten Kommissionspräsident, den Europa je hatte.

In den 80er Jahren hat er dann ein Weißbuch veröffentlicht, das die Idee des großen Marktes aufgriff. Und 1992 folgte dann der Maastrichter Vertrag, der Europa ein neues Gesicht verpasste. Maastricht wurde zu einem Neubeginn Europas, obwohl seine Existenz nicht unumstritten war. In Frankreich kam es sogar zu einem Referendum, dessen Ausgang nicht sicher war. Die Franzosen fürchteten um die Agrarpolitik. Viele waren der Meinung, billige Agrarimporte würden die Preise unterbieten, zu denen in Frankreich gehandelt wurde. Ich war mehrere Male in Frankreich, um in Diskussionen die europäische Haltung zu verteidigen. Am Ende nahmen die Franzosen Maastricht mit einer knappen Mehrheit an. Sie ergab sich aus der überwiegenden Zustimmung zu Maastricht im Elsass und in der Bretagne, wo man an einer Schwächung von Paris und einer Stärkung von Brüssel interessiert war. Das Elsass und die Bretagne kämpften damals um mehr Selbständigkeit. Mit anderen Worten, das Ergebnis hing von anderen Fragen ab als denen, die gestellt wurden. Das Ergebnis der Abstimmung ist deshalb ein gutes Beispiel für Volksabstimmungen, deren Ausgang von völlig anderen Fragen bestimmt wird als den gestellten.

Ich kann mich noch gut an zwei Ereignisse erinnern, die vor Maastricht eine Rolle spielten. Delors ließ in den Vertrag ein Kapitel über europäische Netze aufnehmen. Die Netze sollten gegen Gebühr jedem Nutzer offen stehen. Ihm schwebte ein Europa wie das römische Reich vor, dessen Straßen, also Verkehrsnetze, nicht nur die verschiedenen Teile des römischen Reiches miteinander verbanden, sondern allen Nutzern gegen Entgelt zur Verfügung standen. Bereits in den achtziger Jahren hatte der Europäische Gerichtshof entschieden, dass ein Kabel, das Großbritannien mit den USA verband, kein Monopol des Besitzers war, sondern allen gegen Gebühr zur Verfügung stehen musste. Allerdings haben wir seitdem ein Problem mit Russland, das – etwa ein Gasnetz – im Besitz des Eigners, also von Gazprom sehen will. Deshalb kam auch nie eine Europäische Energiegemeinschaft zustande, wie sie etwa der damalige niederländische Ministerpräsident Lubbers vorsah. Denn die EU will kein Gazprom-Gasnetz. Jedermann sollte Zugang gegen Gebühr haben.

Das zweite Ereignis hat wiederum mit den Netzen zu tun. Der damalige Direktor in der Justizabteilung in der Europäischen Kommission, Herr Ehlermann, kam zu der Auffassung, dass Netze juristisch betrachtet gleich Netze sind. Alle Netze, auch die Stromnetze, müssen für jeden Nutzer zugänglich sein. Das war neu. Und revolutionär. Auch die europäischen Repräsentanten der Stromindustrie waren nicht seiner Meinung. Selbst ich hatte meine Zweifel, der ich mich sehr mit der europäischen Stromwirtschaft beschäftigte. Man wurde nervös. Bei den Stromunternehmen galt sowieso die Vorstellung,

dass sie genug Wettbewerb hätten. Strom wurde seit langem europaweit vertrieben, wobei es auf Verfügbarkeit, Frequenzgenauigkeit und Preis ankam. Stromnetze, ebenso die Gasnetze waren nach allgemein gültiger Auffassung von dem Netzartikel nicht betroffen. Ohnehin stand in dem Weißbuch zum Binnenmarkt kein Wort über Energie zu lesen.

Allerdings stand der allgemeinen Erfahrung die Wirklichkeit entgegen. In einer Reihe von gerichtlichen Verfahren entschied der Europäische Gerichtshof zugunsten offener Netze. Nehmen wir ein Beispiel. Ein italienisches Gasunternehmen kauft in Norwegen eine Gasfeld und will das Gas, das ja nun ihm gehört, nach Italien bringen. Dazu braucht es aber Zugang zu den vorhandenen Gasleitungen. Es klagte und bekam Recht. Oder ein französisches Unternehmen, das seinen Strom in der Alpengegend verkaufen wollte, wo die Leitungen den Alpentälern folgen, bekam keinen Zugang zu den verschiedenen Stromleitungen und klagte deshalb vor dem Europäischen Gerichtshof. Auch dieses Unternehmen bekam Recht. Mit anderen Worten, die Netzfreiheit wurde nicht durch einen politischen Kompromiss erreicht, sondern durch die Gerichte erzwungen. Insofern bekam Herr Ehlermann Recht und wir waren im Unrecht.

Die Öffnung des Binnenmarkts für Strom wurde schließlich zu einer meiner Hauptaufgaben, wobei wir Schritt um Schritt vor der europäischen Gesetzgebung zurückwichen. Schritt für Schritt deshalb, weil wir im Parlament wollten, dass der Vorgang langsam und mit möglichst viel Parlament von statten ging.

Am Ende stand eine Lösung, von der wir annahmen, sie sei endgültig. Das Prinzip, dass jeder und jede seinen oder ihren Strom dort kaufen konnte, wo er oder sie wollte, war akzeptiert. Da Strom überall frequenzstabil und im Überschuss angeboten wurde, war der Preis ausschlaggebend. Der Binnenmarkt funktionierte - allerdings nur auf dem Papier. Denn inzwischen beobachteten wir zwei Ereignisse, die das Tableau veränderten. Es waren zum einen die Erneuerbaren Energien, die eine Sonderrolle einnahmen und zum andern handelte es sich um die Schwierigkeiten, Strom über lange Entfernungen hin zu transportieren.

Die Erneuerbaren Energien haben inzwischen einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert erreicht. In mehreren Ländern, darunter Deutschland, sind die Erneuerbaren inzwischen in den Rang von Heilslehren erhoben worden. Nicht mehr der Preis ist entscheidend für die Haushalte, sondern die Herkunft. So hat zum Beispiel Österreich, das inzwischen auch zur EU gehört, einen Einfuhrstopp für Atomstrom erlassen. Es gibt wohl kein Gesetz zu diesem Thema, denn dies wäre ein Verstoß gegen EU-Recht, doch gibt es zwischen den Unternehmen, den Umweltverbänden und der Regierung eine Vereinbarung, keinen Atomstrom im Ausland mehr zu kaufen. Wer es trotzdem tut wird stigmatisiert. Auch in Deutschland wird man darauf schauen, dass der importierte Strom aus erneuerbaren Quellen stammt. Schließlich macht es keinen Sinn, Atomstrom zu importieren, zuhause aber die Atomkraftwerke zu schließen. Da wir aber weiterhin Länder mit Atomkraftwerken haben werden, ist zu vermuten, dass wir einen gespaltenen Markt bekommen, einen mit und einen ohne Atomkraftwerke. Dabei werden nach heutiger Sicht die Kohlekraftwerke

den Atomkraftwerken folgen, denn der Widerstand gegen die Kohlekraftwerke nimmt wegen der Treibhausgase zu. Auf der anderen Seite brauchen wir aber klassische Kraftwerke, um die wind- und sonnenfreien Tage zu überbrücken. Auch braucht die energieintensive Industrie wie die Stahl- und Aluminiumindustrie billigen Strom. Und des weiteren können wir nicht übersehen, daß in USA des Schiefergases und Schieferöls wegen Energie zum Drittel Teil des europäischen Preises zu bekommen ist. Wir riskieren deshalb eine Deindustrialisierung.

Auch die langen Entfernungen machen Probleme. Ursprünglich war die Idee, Sonnenstrom aus Südeuropa und aus der Sahara in das Zentrum zu transportieren. Und in derselben Weise sollte Windstrom aus dem Norden über große Entfernungen ins industrielle Zentrum transportiert werden. Viel Geld wurde für diese Projekte ausgegeben. Doch inzwischen machte der Volkszorn diesen Projekten ein Ende. Der Widerstand gegen eine französisch-spanische Stromverbindung konnte nur durch das Versprechen einer weitgehend unterirdischen Leitung überwunden werden. Ebenso musste einer bayerischen Protestbewegung zugestanden werden, dass die Hochspannungsleitungen weitgehend unterirdisch – also bis zum zehnfach höheren Preis – verlegt werden. Mit anderen Worten, die Vorteile einer dezentralen erneuerbaren Versorgung lösten sich im Streit um die Hochspannungsleitungen auf. Was physikalisch sinnvoll und möglich schien, war politisch nicht durchsetzbar.

Diese Erkenntnis kam spät, was wohl nicht anders möglich war, aber sie hat Wirkung gezeigt. Eine physikalisch und finanziell vernünftige Lösung verbot sich aus politischen Gründen. Was eine Minderheit als richtig empfand, lehnte eine Mehrheit aus – vielleicht egoistischen Gründen – ab.

An diesen und an vielen anderen Beispielen zeigte sich, dass diese EU eben doch sehr unterschiedlich dachte und die historischen und kulturellen Unterschiede groß waren und blieben.

Ein weiteres Beispiel ist und war die Schweiz. Da ich als Forschungsexperte galt, wurde mir vor nahezu zwanzig Jahren der Bericht über die Forschungszusammenarbeit mit der Schweiz anvertraut. Mit der Schweiz, die nicht der EU angehörte, wurde damals ein Paket von Verträgen verhandelt und abgeschlossen, wonach sie, ohne der EU anzugehören, wie ein Mitgliedstaat der EU behandelt wurde. An der europäischen Forschung war die Schweiz besonders interessiert, denn die Forschungszusammenarbeit brachte ihr Geld und Teilnahme, aber auch die EU war auf die Schweizer Forschung bedacht, war sie doch von hohem Niveau. Wir hatten also keine Schwierigkeiten.

Doch das Thema brachte mich mit den Schweizern zusammen und mehrmals lud mich die Schweizer Sozialdemokratie, die für den Beitritt zur EU eintraten, zu Veranstaltungen in der Deutschschweiz ein und ich redete über Europa. Leider musste ich ihnen aber die

Wahrheit erzählen und die bestand darin, dass ich jede Rede mit dem Satz schloss, dass eine Volksabstimmung im Kanton Uri eine beschlossene EU-Richtlinie nicht zum Fall bringen kann.

Meines Erachtens sind Volksabstimmungen in der Schweiz das größte Hindernis auf dem Weg in die EU. Wir sehen das übrigens auch heute im Zusammenhang mit Griechenland. Die Griechen sind in ihrer überwiegenden Zahl der Meinung, dass Ihnen andere Europäer aus der finanziellen Klemme helfen müssen. Und sie pochen auf ihr demokratisches Verhalten. Allerdings sind andere Staaten nicht weniger demokratisch, haben jedoch eine völlig andere Meinung. Sie wollen den Griechen kein Geld geben. Somit stehen zwei demokratisch legitimierte Meinungen unversöhnlich gegenüber. Die Lehre daraus ist, dass Volksabstimmungen in einer demokratischen, aber zur Einzelstaatlichkeit verpflichteten EU keinen Sinn geben. Man verhandelt, lässt sich aber nicht von vornherein festlegen. In der EU wird verhandelt, mit ihr wird verhandelt, doch Volksabstimmungen machen keinen Sinn. Denn dann gibt es nichts mehr zu verhandeln.

Damit ist ein Ende skizziert, das der Entwicklung der EU Grenzen setzt. Überwinden lässt sich diese Sackgasse nur, wenn innerhalb der EU alle Staaten bereit sind, mit den anderen zu teilen, etwa das Geld. Die reichen Staaten wären dann bereit, den ärmeren Staaten unter die Arme zu greifen. Willy Brandt hatte dies in den siebziger Jahren versucht, indem er die Regionalhilfen schuf, ein Fonds, der schwächeren Nationen hilft, über die Runden zu kommen, ähnlich dem deutschen Länderfinanzausgleich. Und er hatte Erfolg. Doch jetzt geht es um sehr viel mehr Geld.

Möglich scheint mir dies nur, indem die Haftung etwa Nordeuropas mit einer Kontrolle Südeuropas einhergeht, das heißt, dass etwa der Kommission alle relevanten Finanzpläne vorgelegt werden und die Kommission wacht darüber, dass keine Schulden gemacht werden. Mit anderen Worten, nicht Berlin oder Athen hätten das letzte Wort über den Haushalt, sondern die Kommission. Vielleicht sind wir noch weit entfernt von einer solchen Lösung, doch wir bewegen uns auf sie zu. Bei der nächsten Vertragsänderung wird darüber zu reden sein.

Von 1979 bis 2004, also fünfundzwanzig Jahre lang saß ich im Europäischen Parlament. In den Staaten der EU war ich oft. Dabei fiel mir auf, wie verschieden wir sind und dass wir wenig oder nichts tun, um die Unterschiede abzubauen. Einen europäischen Dialog gibt es nur bei den Experten. Das Volk nimmt daran nicht teil. Häufig merkte ich zum Beispiel, dass viele Franzosen noch nie in Deutschland waren, obwohl es ihr Nachbarland ist. Häufig ist die Sprache das Hindernis. Man spricht die Sprache des Nachbarn nicht. Engländer sind ohnehin gewohnt, dass andere Leute englisch reden. Somit lernen sie selten eine andere Sprache.

In Brüssel hingegen wird von den Beamten Sprachkenntnis verlangt. Ohnehin werden im Europäischen Parlament alle offiziellen Sprachen simultan übersetzt. Zur Zeit sind es 24.

Die Sprachprobleme brachten mich dazu, mich mit der Simultanübersetzung zu beschäftigen. Ohnehin gibt die EU dafür Forschungsgelder aus, heute sicher mehr als früher. Und die Simultanübersetzung macht Fortschritte. Sie ist noch nicht perfekt, doch in wenigen Jahren dürfte sie geschäftsfähig sein. Mit anderen Worten, wir können uns dann, ohne Sprachkenntnisse, in einem fremden Land bewegen. Man muss nur einen Knopf im Ohr haben.

Diese Aussicht hat mich immer bewegt. Man stelle sich einmal ein Europa – oder eine Welt – ohne Grenzen und ohne Sprachhindernisse vor. Vielleicht wäre es tatsächlich die Welt des Friedens? Oder wenigstens ein Europa des Friedens und der Zusammenarbeit? Wir würden uns besser verstehen und uns kennenlernen. Jedenfalls wäre ein wichtiger Schritt zu einem einigen Europa gemacht.

Allerdings überqueren die Süddeutschen selten die Mainlinie, denn im Süden ist es ihrer Meinung nach wärmer. Und vermeintlich vertrauter. Sprachprobleme spielen aber in Deutschland keine Rolle. Offenbar fühlt man sich zu Hause, wo man lebt. Der Regionalismus, im Deutschen die Heimat, spielen weiterhin eine große Rolle. Darauf wird auch ein künftiges Europa Rücksicht nehmen müssen. Wir tun gut daran, den regionalen Behörden den Freiraum für regionale Lösungen zu lassen. Europa sollte sich um das Große kümmern.

Heute ist Martin Schulz Präsident des Europäischen Parlaments. Außerdem kommt im Gegensatz zu früher das Europäische Parlament häufiger in der Presse, was sicher mit seiner Kandidatur als EU-Präsident und seinem relativen Erfolg bei den deutschen Europawahlen zu tun hat. Mit ihm verbinden mich besondere Vorgänge.

Er wurde 1994 zum ersten Mal ins Europaparlament gewählt. Während seiner ersten Legislaturperiode saßen wir beide an einem Tisch, ich glaube in Helsinki. Es waren Studientage des Parlaments und die Finnen standen vor dem Beitritt. Damals gehörte ich dem Vorstand der deutschen Gruppe an, ein Amt, zu dem man mich gedrängt hatte, denn Vorstandsämter waren mir zuwider. Außerdem wurde während der Vorstandssitzungen viel geraucht und über Dinge geredet, die mich nicht interessierten. Ich wollte also raus, musste dafür aber Ersatz anbieten. Martin war sofort bereit und ich war erlöst. Und so begann seine Karriere, die ihn bis ins höchste Amt führte. Um mir seine Dankbarkeit zu bezeugen, hat er mich dann zu einem Festessen eingeladen, das mit den früheren Präsidenten des Parlaments nach seiner Wahl zum Präsidenten des EP stattfand. Nebenbei, seine Meinung zu den europäischen Fragen war, soweit ich das beurteilen kann, immer die meine. Er macht seine Sache gut.

Lateinamerika war mein Hobby, doch das Hobby wurde fast zur Hauptbeschäftigung. Das kam so. Kurz nachdem ich ins Europaparlament gewählt wurde, wurde innerhalb der Sozialistischen Fraktion gefragt, wer in die Delegation mit Lateinamerika wollte. Denn seit vielen Jahren bestand eine schriftlich bestätigte Beziehung zwischen dem Europäischen Parlament und dem lateinamerikanischen Kontinent. Warum, das wusste eigentlich niemand so recht, doch die Beziehung war eine Realität. In Lateinamerika gab es wie in Europa ein Parlament, das alle Staaten des Kontinents abdeckte, mit Ausnahme der USA und Kanadas, doch unter Einbeziehung der niederländischen Inseln in der Karibik. Da die Europäische Kommission über keine außenpolitische Erfahrung verfügte, war sie an einer Teilhabe interessiert. So gründete sie wenige Jahre danach eine Einrichtung namens IRELA (Instituto de Relaciones Latinoamericanas) und gab dafür das nötige Geld aus. IRELA erhielt eine institutionelle Struktur, ein Generalsekretär – Wolf Grabendorff – wurde geschaffen und mehrere Angestellte wurden eingestellt. Spanien versprach einen Geschäftssitz an der berühmten Puerta del Sol, dem teuersten Ort in Madrid, später zogen sie ihr Angebot zurück und redeten nur noch von der Stadt Alcalá de Henares, Bonn bewarb sich ebenfalls mit einem Haus neben dem früheren Sitz des Bundeskanzlers, mit anderen Worten, IRELA hatte einen sehr guten Ruf.

Am Ende bekam IRELA ein schönes Haus im Madrider Diplomatenviertel. Reisen nach Lateinamerika wurden organisiert, ein Jahrbuch wurde von den Mitarbeitern veröffentlicht, zu einzelnen Fragen wurden Sonderveröffentlichungen publiziert, gemeinsame Sitzungen mit einem Ausschuss des Parlaments fanden statt, an dem auch ein Generaldirektor der Kommission offiziell teilnahm. Ich selbst war häufig in Lateinamerika, ich wurde eingeladen oder zuweilen reiste ich auch mit IRELA, sofern die Kommission dazu einlud.

So kam ich auch mit der mittelamerikanischen Guerilla in Kontakt. Mehrfach empfing mich Fidel Castro. Und in Kolumbien aß ich einmal zu Mittag mit den Führern der FARC (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia), der neben der ELN (Ejército de Revolución Nacional) bekanntesten Guerillagruppe. Allerdings lebt von den FARC-Führern kaum noch einer, denn sie wurden erschossen. Doch auch ohne Guerrilla war der gegenseitige Besuch von Interesse. So bereiste ich praktisch alle Länder der lateinamerikanischen Welt. Meines Wissens nach fehlen nur Belize, Guyana und Surinam, die ich nie besuchte.

In den neunziger Jahren – vermutlich 1994 – wurde ich zum Präsidenten von IRELA gewählt. Wahlberechtigt waren Europaabgeordnete, ehemalige Minister oder Botschafter, mit anderen Worten, die Mitglieder. Eine finanzielle oder administrative Rolle hatte ich nicht, ich war eben Präsident, der für das Weiterleben von IRELA Verantwortung trug.

Doch dann geschah der Wandel. Die Kommission in Form eines spanischen Kommissars namens Marín beschwerte sich über das hohe Gehalt des Geschäftsführers. Das Interesse an IRELA schwand. IRELA wurde sogar von Spanien und einigen anderen

Ländern bekämpft. Die Kommissionsmitglieder im Präsidium wurden zurückgezogen. IRELA wurde demontiert. In der spanischen Zeitung „El Pais“ erschien ein Titelbild mit dem Geschäftsführer von IRELA, dem man vorwarf, er erhalte zu viel Geld. Mir selbst wurde in mehreren deutschen Zeitungen vorgeworfen, ich hätte den Steuerzahler drei Millionen DM gekostet. Ein Verfahren gegen mich wurde eingeleitet. OLAF, die europäische Betrugsbehörde beschäftigte sich mit mir. Der Chef von OLAF rief mich übrigens nach der Untersuchung an und versicherte mir, dass ich alles richtig gemacht hätte und meinte sogar, ich würde einen Orden für meine Arbeit verdienen. Doch der Stein war schon im Wasser und ich konnte mich nicht mehr wehren.

Schließlich wurde die Angelegenheit vergessen. Doch die Mitarbeiter und der Generalsekretär von IRELA warten bis heute auf ihr Geld und ihre Rente. Die Kommission, die einstmal IRELA ins Leben rief, machte sich aus dem Staub. Und spanische Mitglieder von IRELA, die mir hoch und heilig Unterstützung versprochen, ließen sich verleugnen.

Lassen wir weitere Details. Doch aus der Geschichte mit IRELA läßt sich lernen, dass man viele Freunde hat, wenn es gut geht, doch es sind wenige, auf die man sich in schwierigen Zeiten verlassen kann. Einer davon war der damalige deutsche Botschafter in Madrid, dessen Namen ich leider vergass, der mich nachhaltig unterstützte. Auch der französische Botschafter in Madrid versprach Hilfe, doch in der Botschafterkonferenz unterlagen beide.

IRELA war nebenbei nicht die einzige Organisation, der ich vorstand. Bereits in den achziger Jahren befasste ich mich mit der Technologiebewertung, einer jungen Disziplin, die aus den USA kam. Auf meine Anregung wurde STOA (Science and Technology Assessment) gegründet und erhielt einen kleinen Haushalt von etwas weniger als eine Mio ECU, was dem heutigen Euro entspricht. STOA wurde mit mehreren nationalen Behörden vernetzt, etwa in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Dänemark und besteht übrigens heute noch. Die Idee bestand darin, die Risiken der Technik zu verstehen und Untersuchungen über Gefährdungen herauszufinden.

Eine zweite Einrichtung habe ich im Anschluss an STOA geschaffen, das so genannte Europäische Energieforum, oder in seinem englischen Kürzel „European Energy Forum“, EEF. Französisch heißt es dann FEE. Auch dieses besteht heute noch. Im Prinzip bestand es aus einem von einer Firma bezahlten Abendessen, einem Vortrag über ein Energiethema und einer Diskussion. Das Parlament stellte den Raum zur Verfügung, doch es war eine rein belgische Veranstaltung. Ich legte Wert auf eine dreisprachige Übersetzung – Englisch, Französisch, Deutsch – weil sich eines Abends ein hochrangiger Manager bei mir beklagte, dass er sich gerne gemeldet hätte, doch sein Englisch sei nicht gut genug. Mein Nachfolger in der Stiftung, deren Namen übrigens aus rechtlichen Gründen später in „European Energy Forum“ verändert wurde, namens Chiles Chichester, ein Engländer, hat die Sprachen dann auf das Englische reduziert.

FEE besteht wie gesagt noch heute, doch war mir eigentlich an einer anderen Einrichtung gelegen. Ich wollte eine Einrichtung in ganz Europa, die einen Energiedialog führte, eine Art Stiftung, deren Kosten die Kommission übernahm. Doch die lehnte ab, weshalb nur die Europäische Industrie als Geldgeber übrig blieb. Deshalb redete ich mit Francois Roussey, dem damaligen Vorsitzenden der französischen EDF und schlug ihm die Stiftung vor. Er schien mir begeistert, doch wollte er noch andere europäische Unternehmen im Boot haben. So suchte ich weiter, hatte aber keinen Erfolg, zu sehr fürchtete man die Konkurrenz. Der Plan scheiterte und übrig blieb die EEF.

Es muss wohl in den achziger Jahren des letzten Jahrhunderts gewesen sein, dass mich eine Einladung der DDR nach Dresden erreichte. Der Bezirk Dresden war ohnehin seitens der DDR zum Partnerbezirk zu Baden-Württemberg gewählt worden. Man lud mich zum Pressefest des Neuen Deutschland in den Dresdner Zwinger ein. Natürlich nahm ich an.

In Dresden angekommen, brachte man mich zu meinem Hotel und eröffnete mir eine besondere Ehre: ich sollte den Abend mit dem Chefpropagandisten der DDR, dem Leiter des „Schwarzen Kanals“, Herrn Karl Eduard von Schnitzler verbringen. Im Zwinger angekommen stellte man ihn mir vor und wir setzten uns an einen reservierten Tisch, an dessen anderem Ende etwa 20 DKP-Genossen aus Göppingen saßen. Dazu muß man wissen, dass die DDR zuweilen DKP-Gruppen zum kostenfreien Urlaub in die DDR einlud. Herr von Schnitzler, der auf seinen Adelstitel Wert legte, eröffnete das Gespräch mit seiner Vita. Im zweiten Weltkrieg war er in britischer Gefangenschaft verantwortlich für die Antinazi-Propaganda der Briten. Danach wechselte er zur DDR und wurde deren geschätzter Propagandist. Im Schwarzen Kanal wurde ihm ein Gremium geschaffen, das er jede Woche nutzte. Im Prinzip war es eine Mischung von Lügen und Halbwahrheiten, die aber sehr ehrlich wirkten.

Im Laufe des Gesprächs, das mit viel Wein begleitet wurde, lockerte sich die Stimmung. Der Wein machte aus ihm einen fast ehrlichen Menschen. Er trank ziemlich viel und war zunehmend betrunken. Ich hingegen war den Wein gewohnt, war außerdem jünger, und war deshalb weit weniger beschwipst wie er. In meinen Augen wurde er langsam zu einem Nationalisten, empfahl Westdeutschland eine antirussische Politik, lobte die Amerikaner, kurzum, er wurde wahrscheinlich der, der er war. Ich hingegen vertrat eher den russischen Standpunkt und wollte ihn provozieren, was mir offenbar gelang. Am Ende des Gesprächs führte er mich noch im Zwinger herum. Und die Göppinger DKP-Genossen lobten mich. Sie waren stolz auf mich. Und ich war stolz auf mich.

Er empfahl mir, ihn am nächsten Tag in seinem Studio zu besuchen, wenn er kurz vor seinem Propagandatrick stand. Ich folgte der Einladung, musste aber feststellen, dass er mich nicht wieder erkannte. Damit habe ich gelernt, dass Wein tatsächlich die Zunge lösen kann und aus einem Menschen das macht, was er wirklich ist.

Nach dem Mauerbau suchte man übrigens in Westdeutschland junge Menschen, die per Brief den Kontakt zu einer Person im Osten wahrten. Es war eine Kontaktpflege, die gut gemeint war, aber nicht von weiteren Massnahmen begleitet war. Ich meldete mich und man gab mir die Adresse einer Eisenbahnarbeiterin in Gotha. Wir schrieben uns zuweilen, doch kann ich mich an keines der Schreiben erinnern. Wir sahen uns nie. Sie heiratete mit der Zeit, bekam einen Sohn, der schließlich in Ilmenau studierte, und so verging die Zeit. In den achziger Jahren wollte ich aber sehen, wer das ist und Christel und ich fuhren nach Gotha. Beim zweiten Besuch war Karin Tanz - so war ihr Name - etwas nervös, doch sie sagte nichts. Schließlich kam ein Telefonanruf von einem Herrn, der mich zu einem Gespräch in den Erfurter Hof, das beste Hotel in der Gegend einlud. Ich war misstrauisch geworden und verlangte zumindest einen Zeugen des Gesprächs, nämlich meine Frau. Nach einigen Rückfragen willigte er ein und am anderen Tag wurde ich von einem Fahrer in einem westdeutschen Auto nach Erfurt gefahren, wo vor Jahren Willy Brandt einen überwältigen Empfang erhielt. Das Zimmer unserer Unterhaltung war groß und gehörte sicher zu einer großen Suite, auf dem Tisch stand französischer Cognac, ohnehin machte die einladende Person einen sehr westlichen Eindruck. Damit wollte er sicher zeigen, dass er Einfluß in der DDR hatte.

Ich sagte zu Beginn der Unterhaltung, das das Gespräch nur Sinn machte, wenn es offen ist. So fragte ich ihn nach seiner Haltung im Aghanistan-Konflikt und er gab zu, dass in Moskau mancher bereits ins Zweifeln geriet. Das reichte mir. Und recht schnell kam er zum eigentlichen Thema: offenbar gab es in der DDR viele, die den Absprung versuchten. Die DDR hatte nach ihrer Meinung keine wirtschaftliche Zukunft mehr. Er nannte viele Beispiele, wie die DDR mit viel Geld an Wissen herankam, das bei uns selbstverständlich ist.

So redeten wir an die zwei Stunden. Da ich bereits im Europäischen Parlament war, die DDR aber in Brüssel eine Botschaft unterhielt, empfahl ich ihm, den weiteren Kontakt über Brüssel zu halten. Ich wollte ihm helfen, wusste aber nicht wie, doch irgendwie interessierte mich der Fall und ich wollte mit ihm in Kontakt bleiben. Nach einigen schwierigen schriftlichen Kontakten wollten wir uns wieder in Ostberlin treffen. Wir machten eine Uhrzeit im modernsten Ostberliner Hotel aus. Ich war um 20 Uhr da, doch von ihm sah ich nichts. Ich wartete ungefähr eine halbe Stunde und ging anschließend „Unter dem Linden“ spazieren. Ich war fast allein, die Straße war dunkel und kaum beleuchtet. Ein Phänomen, das man heute nicht mehr kennt. Plötzlich hielt neben mir ein roter Audi, der Herr, dessen Namen ich vergass, stieg aus und lud mich zu einem Abendessen in einem Restaurant in der Frankfurter Allee ein, der früheren Stalinallee. Ich machte mit und wir unterhielten uns im selben Stil wie in Erfurt. Es dauerte übrigens nicht lange, da machte die Wiedervereinigung diesen Treffen ein Ende. Von dem Herrn, dessen Namen ich vergaß, hörte ich kein Wort mehr.

Was kann man aus dieser Geschichte lernen?. Eigentlich weiß ich es nicht, doch bin ich sicher, dass es in der DDR hohe Beamte gab, die sich Gedanken über das Nachher machten. Zu diesen gehörte mein Gesprächspartner. Was aber aus ihm wurde, weiss ich nicht. Vermutlich hat er heute einen gut bezahlten Job bei einem Unternehmen, vermutlich fiel er aber auch durch. Genaues weiß ich nicht.

Einige lateinamerikanische Erlebnisse verdienen aber eine besondere Erwähnung. In dem kleinen Land El Salvador herrschte in den früheren Jahren ein blutiger Bürgerkrieg. Mehrfach wurde die Hauptstadt von der Guerrilla eingenommen. Doch internationale Organisationen, wie auch das Europäische Parlament, bemühten sich um ein Ende des blutigen Massakers. Einmal wurde ich in der Hauptstadt San Salvador früh aus dem Bett geweckt. Eine schwedische Nichtregierungsorganisation bat mich um die Begleitung eines Konvois, der Pässe ich die Guerrillagegend bringen sollte. Ich sagte zu und wir fuhren an die Grenze zu Honduras, wo viele Flüchtlinge bei der Guerrilla lebten, denen wir im Einvernehmen mit den Militärs Pässe überreichen sollten. Die Fahrstrecke war kurz, denn auch das Land ist klein, doch die Reise dauerte wegen der vielen Kontrollen viele Stunden. Am Ende kamen wir zu einer verminten Straße, weshalb wir mit unseren japanischen Jeeps das steinerne Flussbett wählten. Sie gaben ihr Bestes, doch die Fahrt war der vielen Steine wegen eine wahre Tortur. Schließlich passierten wir den letzten Stützpunkt des Militärs, ein aus Steinen geformter Wall, der fast jede Nacht von der Guerrilla angegriffen wurde. Entsprechend hoch waren die Verluste des Militärs. Man sah den jungen Männern an, dass sie um ihr Leben zitterten.

Wir waren fast auf der Höhe angekommen, als ein junger Mann aus dem Gebüsch trat, mit einem Maschinengewehr bewaffnet, und uns begrüßte. Er führte uns in das Lager der Guerrilla, wo auch die Flüchtlinge wohnten. Wir wurden freundlich empfangen, der Anführer der Guerrilla sprach auf schwedisch mit den Schweden, da er in Stockholm studiert hatte, ich half einer Frau beim Mahlen von Mais, aus dem sie Tortillas zubereitete, die Pässe wurden verteilt, mit anderen Worten, es war ruhig und ordentlich. Am Schluss wurden wir alle in ein Haus gebeten und es wurde allen gedankt. Die Rückreise war so beschwerlich wie die Anreise.

Jahre später, nach dem Friedensschluss der beiden Kontrahenten, habe ich die Reise wiederholt. Es gab keine Kontrollen und die Straße war nicht mehr vermint. Überall standen schicke Häuschen. Die Straßen waren beleuchtet und Geschäfte boten ihre Waren an. Für jeden war klar, dass Frieden besser war als Krieg. Und das erstaunlichste war, dass sich die ehemaligen Feinde als Freunde begrüßten. Mit dazu beigetragen hat sicher, dass die EU die Guerrilla in Bezahlung nahm. Aus den Untergrundkämpfern wurde die salvadorianische Polizei.

Ein anderes Mal war ich mit wenigen spanischen Kollegen in Kolumbien und wir drängten darauf, mit der Guerrilla FARC zu reden. Damals hatte der Staat in einer Art Waffenstillstand der Guerrilla ein großes Gebiet zur Verfügung gestellt, in dem sie leben konnte, ohne angegriffen zu werden. Den Namen des Gebietes habe ich vergessen. Wir wurden freundlich empfangen, unterhielten uns mit den Männern und Frauen, aßen ein Gericht mit Huhn, was eine besondere Auszeichnung war und schließlich verabschiedeten wir uns. Am andern Tag wurde eine kolumbianische Kaserne in der Nähe überfallen und alle Soldaten getötet. Übrigens, von den Teilnehmern des Mittagessens lebt meines Wissens auch keiner mehr. Alle wurden im Laufe der Zeit von der Armee getötet.

Im Laufe der Jahre hatte ich Gelegenheit, mit vielen Präsidenten und Ministern zu reden. Natürlich auch mit Fidel Castro, der einen besonderen Eindruck auf mich machte. Wir waren wieder wenige Spanier und meine Wenigkeit und das Abendessen sollte um 20 Uhr beginnen. Wir waren natürlich pünktlich, nur Fidel – in der spanischen Welt duzt man sich in der Regel – kam nicht. Er war auf dem Rückflug von der Schweiz. Als er schließlich kam, war es zehn Uhr oder später. Wir unterhielten uns natürlich über Politik. Da ich neben ihm saß, unterhielt er sich oft mit mir. Unter anderem erzählte er von einem Gespräch mit dem derzeitigen Schweizer Staatspräsidenten. Er schilderte ihm die Demokratie in der Schweiz und Fidel war begeistert. Auf meine Frage, warum er denn dieses Modell nicht in Kuba einführe, antwortete er: „Aber da gibt es noch die Amerikaner“. Oder seine Verhältnis mit der Kirche und dem Papst, der kurz vorher Kuba besuchte. Er sei ja nicht katholisch, aber seine Schwester. Und als der Papst seine Schwester umarmte, kamen ihm die Tränen. Schließlich behauptete er noch, dass der Papst das andere Ende der Insel besuchen wollte. Damit ja genügend Menschen dahin kamen, habe er alle verfügbaren Busse und Lastwagen mobilisiert, die schließlich hunderttausende Kubaner nach Santiago de Cuba brachten.

Die Unterhaltung über den Besuch des Papstes nahm kein Ende. Offenbar beschäftigte ihn sein Verhältnis zur katholischen Kirche. Schließlich fragte er mich, ob ich an Gott glaube. Ich gab ihm die Frage zurück, und er meinte nein, aber er an diesem Nein würde er zweifeln. So saßen wir zusammen bis um 6 Uhr morgens. Anschließend hatten wir ein Gespräch in der britischen Botschaft mit Vertreterinnen und Vertretern der Opposition, deren Verwandte schon lange gefangen waren.

Fazit: In lateinamerikanischen Diktaturen, und Kuba ist eine Diktatur, sitzen Regierung und Opposition oft nahe nebeneinander!

Ein anderes Mal war ich in der Deutschen Botschaft Kubas, einem gemütlichen und freundlichen Haus, das früher sicher einem Amerikaner gehörte. Und der Botschafter erzählte mir von einer Deutschen, die mit einer Tasche ankam, in der über 30000 DM waren, die sie für Kuba gesammelt hatte. Die Liebe der Deutschen zu Kuba war offenbar sehr groß.

Doch ich hatte auch Gespräche in anderen Ländern. Erwähnen möchte ich Chile, das ich mehrfach besuchte. Einmal handelte ich für das Parlament ein Abkommen aus, das die EU mit Chile verband und jährliche Treffen zwischen Parlamentariern der EU und Chiles vorsah. Erst vor wenigen Jahren hatte Chile die Diktatur von Pinochet abgeworfen, befand sich aber trotz der linken Regierung immer noch auf dem Pfad einer rechten Politik. Besonders das Bildungswesen war konservativ und man musste für das Studium noch viel Geld hinlegen. Chile galt für uns als ein zentrales Stück der Lateinamerikapolitik. Im übrigen wurde mir für meine Arbeit vom chilenischen Botschafter in Brüssel ein hoher Orden verliehen, der in den Jahren der Unabhängigkeitskriege von O`Higgins auf –

vermutlich - französische Anregung eingeführt wurde und damals „Legión al Mérito de Chile“ hieß. Er sollte Ausländer zum Kampf gegen die Spanier ermutigen. Im Jahre 1929 wurde dann der so genannte „Orden al Mérito de Chile“ geschaffen. Zu der Feier der Verleihung kamen viele Parlamentarier und Kommissionsbeamte in Brüssel.

Nebenbei, einen deutschen Orden wollte ich nicht. Doch konnte ich den chilenischen nicht zurückweisen, ebenso wenig wie Jahre zuvor den französischen „Officier de la Légion d'Honneur“. Im einzelnen war das so, dass mich Michel Derdevet, der damals für einen französischen Staatssekretär arbeitete, in Brüssel anrief und mich fragte, ob ich den Orden annähme. Ich lehnte ab, denn ich legte keinen Wert auf dergleichen Auszeichnung. Manfred Haberzettel, mein damaliger Assistent, hörte mit und auf einmal rief er „Du Idiot, nimm ihn an“. Und verdutzt wie ich war nahm ich schließlich an. Im übrigen hat es sich gelohnt, denn noch nie kam ich so oft in den Zeitungen wie nach dieser Ordensvergabe. Und viele Menschen gratulierten mir zu diesem Orden.

Im Laufe der Jahre war ich in vielen Ländern, u.a. auch mehrfach in China und Indien. Hongkong gehörte bis 1999 zu Großbritannien und ist auch heute noch eine Sonderwirtschaftszone, was man an dem hohen Zaun merkt, der heute die ehemalige Kronkolonie umschließt. Auch heißen die wichtigsten Straßen immer noch Kingsstreet und Queensstreet. Kurz bevor Hongkong seinen britischen Status verlor, erhielt ich eine Einladung, eine Woche lang die wichtigsten Forschungseinrichtungen zu besichtigen. Die Verantwortlichen erwarteten offenbar, dass ich mich nach der Eingliederung in den chinesischen Markt weiterhin um die Forschungspolitik kümmern werde. Die Einladung nahm ich an.

Eines Tages hatte ich einen freien Nachmittag, den ich nutzte, um das nahe gelegene Macao zu besuchen, Portugals älteste Kolonie. Von ihr wusste ich nur, dass sie von Spielhöllen voll war, dass sie aber auch zu Portugal gehörte, also zu einem EU-Land. Nach zwei Stunden Bootsfahrt dort angekommen, fand ich mich umgeben von Spielhäusern voller Automaten und Roulettetischen. Doch ich wollte das alte Macao sehen. So fragte ich einen Taxifahrer, von dem ich annahm, dass er englisch sprach. Doch er antwortete auf chinesisches. Auch Portugiesisch konnte er nicht. Und mit dem zweiten Taxifahrer ging es genauso. Auch mit dem dritten. Mit anderen Worten, ich konnte mich nicht verständigen, ein Zustand, den ich noch nie erlebt hatte. Ich war in einer großen Stadt und war hilflos. Nach einigen Metern kehrte ich um und fuhr zurück nach Hongkong.

Zumindest habe ich dabei gelernt, wie wichtig eine Sprache zum Verständigen ist. Und es wurde mir klar, wie bedeutend chinesisches wird oder bereits ist. In Hongkong fühlte ich mich, obwohl ich tausende Kilometer von zu Hause weg war, auf einmal zu Hause. Dort sprach jede und jeder Englisch.

Deshalb konzentrierte ich mich weiterhin auf den amerikanischen Kontinent, dessen Sprachen ich gelernt hatte. Dort fühlte ich mich wohl und ich wusste, dass ich mich unterhalten konnte. Auch in Brasilien, das ich oft besuchte. Einmal überraschte ich meine Kolleginnen und Kollegen mit einer Rede auf Portugiesisch, denn sie trauten mir Kenntnisse in dieser Sprache nicht zu. Doch wie sehr die Brasilianer auf ihre Sprache Wert legten, ging mir ein anderes Mal auf. Wir waren mehrere Spanier sowie ich und der Präsident der Region von Amazonien. Ein Spanier sprach ihn auf Spanisch an und vermutete, dass er seine Sprache – oder zumindest den Sinn seines Arguments - verstünde. Normalerweise geht es ja auch. Man redet „Portugnol“. Doch der Präsident wurde wütend und schrie den Spanier auf brasilianischem Portugiesisch an, dass sie hier in Brasilien, nicht aber in Spanien seien. Selbstbewusster kann man nicht sein.

Französisch Guyana liegt wohl in Südamerika, gehört aber als französisches Departement zur EU. Somit haben wir eine gemeinsame Grenze zwischen EU und Brasilien. Ich wurde eingeladen, um mir einen Raketenstart anzuschauen, denn in Kourou, der Hauptstadt Guyanas, liegt das europäische Weltraumzentrum. Mit dem Präfekten hatte ich ein langes Gespräch, denn ich fragte ihn und mich, ob Kourou auch in 50 Jahren noch zu Frankreich gehören würde oder ob der brasilianische Nationalismus stärker wäre. Natürlich konnten wir keine Antwort auf die Frage geben, doch meinte er, dass wenigstens die Verbindung zwischen Guyana und Brasilien verbessert werden müsste. Damals gab es weder ein Flugzeug noch eine Straße nach Brasilien und im Fernsehen kamen die Verkehrs- und Wetternachrichten aus Frankreich.

Gelernt habe ich in Kourou, dass die Europäer Raketen in das Weltall schicken konnten. Ich habe aber auch die Teufelsinsel gesehen, wo bis 1946 Menschen gefangen gehalten und zu Tode gefoltert wurden. Allein die unglaubliche Hitze hat die Menschen getötet. Dieses Beispiel zeigte, dass Quälen keine Eigenschaft eines bestimmten Volkes ist, sondern in allen Völkern vorkommt. Der Besuch der Teufelsinsel war ein Urerlebnis.

In den sechziger Jahren lernte ich in der Schweiz bei einer Konferenz Jordi Estivill kennen, einen Spanier aus Barcelona. Wir freundeten uns an und ich war froh, einen Menschen kennengelernt zu haben, der aus Spanien kam. Doch zu meinem großen Erstaunen sprach er mit mir nicht Spanisch, sondern Französisch. Er war Katalane und zeigte dies bei jeder Gelegenheit. Katalan zu sprechen war in der Franco-Diktatur bei Strafe verboten. Wer es trotzdem tat, wurde ins Gefängnis gesteckt. Die Sprache habe ich nicht gelernt, doch ich war häufig in Barcelona und in Katalonien. Dort habe ich erfahren, was Konspiration bedeutet, wie eine ganze Gemeinschaft sich gegen Franco zur Wehr setzt. Im Kloster Montserrat, dem größten Heiligtum des katholischen Kataloniens mußte zum Beispiel Franco durch einen Nebeneingang das Kloster betreten, während ich den Haupteingang benutzen durfte. Wie ein Mönch nahm ich übrigens an einem Mittagessen teil, während mir vorher die Gemälde gezeigt wurden, die Kataloniens Größe im Mittelalter zeigten.

Jordi hat mir viel gezeigt und bis heute sind wir in Kontakt. Von ihm habe ich gelernt, dass die Sehnsucht nach Unabhängigkeit der Katalanen kein Witz der Geschichte ist. Das Gefühl, eines Tages unabhängig zu sein, liegt tief in der Seele. Vermutlich ist es mehr ein Gefühl denn eine Gewißheit. Wer weiß?

Oft sprachen wir über die Unabhängigkeit. Meine Empfehlung war immer, in Spanien zu bleiben, doch ein Höchstmaß an Autonomie zu erreichen. Doch Spanien, sprich Madrid, liebt den Zentralismus, so wie wir es von Frankreich kennen. Es gibt keine föderale Tradition. Im übrigen wurden die Basken und die Katalanen erobert. Warum sollte man eroberten Gebieten größere Freiheiten einräumen?

Zweimal habe ich vor vielen Katalanen auf einem sozialistischen Parteitag geredet. Eine Sondergenehmigung erlaubte mir, spanisch zu reden. Vor der Tür hingen zwei Fahnen, die Europafahne und die katalanische. Auch wenn viele nicht für die Unabhängigkeit sind, so vertreten sie doch die katalanische Kultur. Am katalanischen Nationalfeiertag hängen die Fahnen nicht nur aus den Fenstern, sie bedecken zudem noch ganze Hausfassaden.

Auf die Dauer ist gegen den Willen der Menschen kein Kraut gewachsen. Doch ob die Unabhängigkeit das Rätsel löst, glaube ich nicht. Denn die Katalanen mit ihrem Wirtschaftspotential wären automatisch aus der EU ausgeschlossen. Und das wollen sie nicht. Madrid und Barcelona müssen deshalb verhandeln. Ohnehin verweigert die Mehrheit der Katalanen ihre Zustimmung zur Unabhängigkeit. Bald wird in Spanien das Parlament gewählt und damit auch die Regierung. Möglicherweise ergibt sich nach der Wahl eine Gelegenheit, das Problem der Katalanen zu lösen.

Es waren erst wenige Jahre seit der Direktwahl des EP vergangen, da sprachen mich einige konservative englische Abgeordnete auf Deutsch an. Es stellte sich dann heraus, dass es Juden waren, die als Kinder noch aus Deutschland fliehen konnten. Einer war sogar ein begeisterter Anhänger Hitlers gewesen, als in Deutschland 1936 die Olympiade stattfand. Wir freundeten uns an. Dann fragten sie mich, ob ich der Gruppe „Friends with Israel“ angehören wollte, was ich bejahte. Und kurz darauf fragten sie mich, ob ich zu einem Besuch Israels bereit wäre. Was ich auch bejahte.

So flogen wir nach Israel und kurz darauf eröffneten sie mir, dass Menachem Begin zu einem Gespräch bereit sei, aber nicht mit einem Deutschen. Meine Freunde bestanden aber auf meiner Anwesenheit. Lieber ließen sie das Gespräch platzen als dass sie auf meine Anwesenheit verzichteten. So kam das Gespräch zustande. Es war ziemlich steif, denn für die Engländer war Begin ein Terrorist und Mörder, allerdings ließen sie sich nichts anmerken. Schließlich hatte er mit terroristischen Methoden gegen England, das damals Besatzungsmacht war gekämpft. Viele Engländer bezahlten ihr Engagement mit dem Leben. Und was mich anbelangte, so genügte es, dass ich Deutscher war.

Wir redeten und redeten, es ging um Gott und die Welt. Ich sagte die ganze Zeit nichts, nur am Ende des Gesprächs wollte ich wissen, wann sich Israel aus der Westbank zurückziehe. Begin sah mich wie einen Teufel an und er sagte nur, dass sich Israel nie aus Samaria und Judäa zurückziehen werde. Das Gespräch war damit zu Ende. Der nächste Gesprächspartner war Ariel Sharon, der wohl ähnlich dachte wie Menachem Begin.

Ich weiß bis heute nicht, ob es klug war, ihn derart zu provozieren. Dazu muss man wissen, dass die deutsch-israelischen Beziehungen insbesondere bei der israelischen Konservativen nur Schrecken auslösten. Begin war nach dem Kriege ein absoluter Gegner normaler Beziehung zu Deutschland. Er war wohl deshalb 1952 an einem Terroranschlag auf Konrad Adenauer beteiligt, bei dem ein Polizist um Leben kam.

Ein weiterer Besuch in Israel war wie der erste von Überraschungen nicht frei. Ich besuchte unter anderem ein arabisches Ehepaar, Landwirte, deren Männer in Stuttgart-Hohenheim studierten. Die deutsche Seite bezahlte ihnen und weiteren Teilnehmern den Unterricht in Israelisch. Israel bezahlte ihrer Meinung nach nichts.

Eines Abends saß ich mit einigen hohen Beamten an einem Tisch im Freien. Wir redeten vor allem über uns und einer wollte, dass ich ihm aus meinem Leben erzählte. Deshalb erwähnte ich, dass mein Vater, ein einfacher Gefreiter, im Februar 42 in Russland fiel. Sofort hörte das Gespräch auf, es herrschte peinliches Schweigen, und ich hatte den Eindruck, etwas falsch gemacht zu haben. Da fiel mir ein, dass der Großvater meiner Frau als Jude in Auschwitz vergast wurde. Ob das alles so stimmte, was ich behauptete, weiß ich nicht mehr, doch die Geschichte belebte auf einmal das Gespräch, es wurde wieder lebendig und ein Mann behauptete, dann seinen meine Enkel ja halbe Juden. So war die Unterhaltung gerettet.

Später fiel mir auf, dass diese Geschichte sehr typisch für die israelische Wahrnehmung der Vergangenheit war. Und ich machte den Vergleich mit Russland. Denn Anfangs der neunziger Jahre weilte ich in Russland, genau genommen in der Akademie der Wissenschaften, damals das höchste Gremium des Landes. Ich erzählte einem Direktor vom Tode meines Vaters und zeigte ihm eine Karte, auf der seine Kameraden den genauen Todesort fest gehalten hatten, mit Häusern und Brücken, mit Bäumen und Bächen. Der Ort hieß Juchnow und lag vielleicht hundert Kilometer westlich von Moskau.

Der Direktor versprach einen Lieferwagen, einen Fahrer, Vladimir als Übersetzer, er nahm selbst teil und natürlich auch ich. Am anderen Tag fuhren wir los, durch Städtchen und Dörfer, an ehemals vergoldeten Kuppeln vorbei, wir passierten viele Denkmäler und ansonsten machte die Gegend einen Eindruck, als sei seit dem Krieg nichts passiert. In

Juchnow angekommen, einer Stadt mit vielleicht 25 000 Menschen, fanden wir ohne Schwierigkeiten den Ort des Todes meines Vaters. Die Bäume waren wie die Brücken und die Häuser noch alle vorhanden. Nur neben dem vermuteten Grab wachte ein steinerner Sowjetsoldat mit Maschinenpistole und einem Kind auf dem Arm.

Heute muss ich über das unterschiedliche Verhalten der Israelis und der Russen nachdenken. Ihre Wahrnehmung des zweiten Weltkriegs ist verschieden. Die Russen gehörten zu den Siegern, sie benahmen sich am Ende großzügig, während die Israelis daran litten, dass sie Opfer waren. Vermutlich werden sie dieses Verhalten lange, wenn nicht immer mit sich tragen.

Dieses Beispiel zeigt also, dass wir Menschen verschieden sind und dass wir lernen müssen, wie und warum wir uns unterscheiden. Deshalb glaube ich, dass das Geheimnis des Erfolgs der EU ist, dass wir uns in unserer Verschiedenheit anerkennen, oder anders ausgedrückt, dass wir verschieden sind, doch die Verschiedenheit positiv bewerten. Wie sehr verschieden wir sind, zeigt im übrigen die derzeitige Flüchtlingskrise, die die EU fast zerrissen hätte.

In meiner Parlamentszeit war ich häufig in Italien. Und so freundete ich mich mit Professoren der Universität Pisa an, die mir schließlich anboten, auf ihrem Ticket der Akademie der Wissenschaften zu den Konferenzen nach Moskau zu fliegen, die der neu gewählte Generalsekretär der KPDSU, Michail Gorbatschow jedes Jahr organisierte. So wurde ich also Italiener und Teil der Delegation zu diesen großen Konferenzen, zu denen Gorbatschow im Namen der sowjetischen Akademie der Wissenschaften die wichtigsten Akademien der Welt einlud.

Zweimal war ich in Moskau. Das erste Mal bekam ich ein Auto mit Fahrer gestellt. Als Dolmetscher (Deutsch-Russisch) wurde Vladimir Mayorov ausgewählt, der damals noch bei der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften arbeitete. Vladimir hatte ich anschließend nach Brüssel eingeladen und ihm einen Englisch-Kurs finanziert. Wir sind bis heute im freundschaftlichen Kontakt.

Beim zweiten Mal dachte ich an eine Wiederholung der bisherigen Veranstaltung, doch bei der massenhaften Vorstellung der Dolmetscher ging ich leer aus. Wir, die wir alle aus Frankfurt anflogen, waren bald versorgt, Vladimir bekam Petra Kelly und ihren Lebensgefährten Gert Bastian als Personen zugeteilt, nur ich ging am Ende leer aus. Als alle Teilnehmer der Veranstaltungen mit Dolmetschern und Autos versorgt waren, stand ich immer noch in dem riesigen Saal und ich kam mir ziemlich verloren vor. Allerdings sah ich eine junge Frau am andern Ende des Saales, die offenbar auf mich wartete. Ich ging ihr entgegen, redete sie auf französisch an, denn französisch war meine Umgangssprache, und sie antwortete mir auf französisch. Ich dachte mir nichts dabei, denn in Brüssel war französisch meine Umgangssprache.

Wir fuhren ins mein Hotel, dessen Namen ich vergessen habe, und nebenbei fragte ich sie, warum wir nicht Deutsch redeten. Doch sie meinte, ich käme aus Brüssel und dort redet man eben französisch. So wurde ich zum Belgier. Deutsch konnte sie nicht, also redeten wir französisch.

Später erzählte sie mir, dass ihr Vater ein ehemaliger Minister war und sie deshalb die Möglichkeit hatte, eine andere Sprache zu lernen. Außerdem erfuhr ich von ihr, dass sie jeden Abend ein Protokoll über alles Gesagte anfertigen musste. Ob die Tische verwandt waren, wusste ich nicht, doch nehme ich an, dass genau über mich Buch geführt wurde. Allerdings zeigte die Verwechslung eines Deutschen mit einem Belgier, dass der Geheimdienst an seine Grenzen stieß.

Eines Morgens rief mich auf perfektem französisch ein Herr an, der sich als Korrespondent des „Drapeau Rouge“ herausstellte, dem Organ der einzigen gesamtbelgischen Partei. Ich hatte noch nie etwas von ihr gehört und vermutlich ist sie heute auch verschwunden. Als er allerdings hörte, dass ich Deutscher und nicht Belgier war, verlor er das Interesse. Auch dieser Vorfall zeigte, dass der Geheimdienst inzwischen versagte.

Von den Veranstaltungen habe ich mitgenommen, wie sehr sich Gorbatschow um einen neuen Stil bemühte. Er kam an die Tische der Teilnehmer, redete mit Hilfe eines Dolmetschers mit ihnen, verzichtete auf jegliche Propaganda, redete über Religion, was in der Sowjetunion verpönt war, kurzum, die Sowjetunion zeigte ein neues Gesicht. Und was am erstaunlichsten war, wir glaubten ihm.

In den kommenden Jahren war ich noch mehrfach in der Sowjetunion – oder später in Russland. In Moskau und in St. Petersburg veranstaltete ich mehrere Konferenzen zum Thema nukleare Sicherheit, ein Thema, das mich immer faszinierte. Da wir Europäer mehr Geld als die Sowjets hatten, konnten wir uns große Konferenzen leisten. In St. Petersburg luden wir das lokale Orchester ein und besuchten u.a. das Haus, in dem Rasputin umgebracht wurde. Später bedankte sich ein Minister bei mir, dass ich ihm ermöglicht hätte, diesen historischen Ort zu sehen. Ich wunderte mich über sein Verhalten, denn ich dachte, dass der Besuch dieses Ortes jedem Minister, wenn nicht jedem Bürger oder jeder Bürgerin offen stehe. Offenbar war selbst dies ein geheimer Ort.

Auch in Brüssel sahen wir häufig sowjetische Minister. Sie wurden von der Kommission eingeladen und erhielten ein doppeltes Tagegeld.

Ein weiteres Mal konnte ich Majak oder Tscheljabinsk-65 besuchen. Majak gehörte zu den geheimen Städten der Sowjetunion, die auf keiner Landkarte eingezeichnet waren. Es liegt in der Nähe von Jekaterinburg inmitten einer prächtigen Naturlandschaft, am Fuße des Ural. Dort durfte der junge und begabte Physiker Kurtschatov die erste Atombombe bauen lassen und seitdem war Majak ein Kernforschungszentrum. Es arbeiteten dort etwa 70000 Wissenschaftler. Die Geschichte von Majak ist ein gutes Beispiel für die Dummheiten, die den Umgang mit der Kernenergie geprägt hatten. Unser Besuch hatte deshalb zur Aufgabe, diese Fehler zu korrigieren, falls sie überhaupt korrigierbar waren.

So war es die Auffassung der frühen Physiker, den radioaktiven Abfall einfach in den Fluss zu werfen, der in das Nordmeer führte. Dort glaubte man, den Müll endgültig beseitigt zu haben. Doch der Abfall tat ihnen nicht den Gefallen. Er blieb einfach vor Ort und fraß sich fest. Die lokale Bevölkerung, mohammedanische Burjaten, auch ihr Vieh, tranken das verseuchte Wasser und viele Menschen und Tiere starben oder wurden krank. Etwas Neues hat man sich dann ausgedacht..

Ende der fünfziger Jahre hat man dann den radioaktiven Abfall in eine Grube geworfen und sie zugedeckt. Doch in einem sehr heißen Sommer trocknete die Grube aus und ein Sturm versprühte den gesamten radioaktiven Abfall auf das gesamte Gelände. Die Arbeiter mussten unter Lebensgefahr die Häuser reinigen und viele starben oder erkrankten. Daraufhin ließ man sich eine neue Methode einfallen. Man schüttete den Abfall in einen nahen See.

Doch in einem heißen Sommer trocknete der See aus und ein Sturm trieb den Abfall auf eine breite Schneise in den Wald. Die Schneise wurde anschließend für die Menschen gesperrt, doch niemand hielt sich daran. Pilze, Rentiere u.a. wurden weiterhin verzehrt und es kam wiederum zu vielen Krankheiten.

Was kann man aus dieser Geschichte lernen? Ich finde, dass sich Menschen in leeren Räumen wie in Amazonien oder Sibirien anders verhalten als in Gegenden, wo ein Dorf am anderen ist. Wegwerfen ist kein Problem, der Raum wird mit der Zeit mit allem fertig, die bloße Größe sorgt für Ordnung und Sauberkeit. So haben sich auch die sowjetischen Physiker verhalten. Sie waren der Meinung, dass der Raum alles, auch radioaktiven Müll, soweit verdünnt, dass er ungefährlich wird.

Aus diesem Denken heraus entstand später auch die Idee, ein radioaktives Endlager all denen anzubieten, die zu Hause Probleme haben und die für die Beseitigung des Abfalls Geld bezahlen wollen. Das Thema ist m.E. noch nicht ausdiskutiert. Es ist noch nicht vom Tisch, vor allem, seit Russland zu einem der größten Exporteure von Kernenergie in so genannte Entwicklungsländer wurde.

Die Zeit nach dem Europäischen Parlament

Nach meinem Ausscheiden aus dem Europäischen Parlament im Jahre 2004 war mein politisches Leben aber nicht zu Ende. In Brüssel schuf ich C.E.R.E.S, eine Einrichtung mit Büro und einer Mitarbeiterin. Bezahlt hatte alles die Firma Vattenfall Europe, in deren Aufsichtsrat für die Braunkohle – Vattenfall Mining Europe – ich zehn Jahre saß. Warum gerade die klimaanfreundliche Braunkohle? Ich war damals und heute der Meinung, dass nur CCS – also „Carbon Capture and Sequestration (CCS)“ – die Welt von der klimaschädlichen CO₂-Verschmutzung retten können. Dabei geht es um die Abtrennung von CO₂ aus den Abgasen und die Verbringung von CO₂ unter die Erde. Norwegen und die USA haben gezeigt, dass es prinzipiell geht. Jetzt läge es an den Europäern, die Verfahren zu verbessern. Vattenfall nahm sich der Sache an. In der EU wurde sogar ein Konsortium gebildet, dem viele europäische Firmen angehörten. Außerdem wurde eine Mrd. EURO für Projekte ausgeschrieben. Und Vattenfall Europe hatte sich mit dem Potsdamer Geoforschungsinstitut zusammen getan, um die Methode zu studieren. So kam ich zur Braunkohle.

Doch der Widerstand gegen CCS nahm zu und am Schluss wurde das Verfahren aufgegeben. In meinen Augen war der Widerstand unwissenschaftlich und bar jeden Arguments. Doch sie brachten CCS zu Fall. Es waren dieselben Leute, die mein Mobbing – sie unten - betrieben.

Im Rahmen von CERES führten wir Veranstaltungen und Seminare durch. Auch machte mich der damalige Energiekommissar Andris Piebalgs, ein Lette, zu seinem Sonderberater. Allerdings wurde ich nach wenigen Jahren wegen meiner positiven Haltung zur Kernenergie von der Antinuklearlobby weggemobbt. Man warf mir vor, ich würde die kernenergiefreundlichen Reden des EU-Kommissars schreiben. Der für diese Angelegenheiten zuständige estnische Kommissar fürchtete einen Konflikt im Parlament und entließ mich einen Monat später.

Die Wiedervereinigung Deutschlands habe ich wohl miterlebt, aber mein Anteil an dem an sich unglaublichen Vorgang war gering. Das Europäische Parlament setzte damals einen Ausschuß ein, der sich mit den Details befassen sollte, denn die Wiedervereinigung bedeutete auch Aufnahme in die EU. Und wir Deutschen wussten, dass viele Kolleginnen

und Kollegen einem Gesamtdeutschland in der EU skeptisch gegenüber standen. Wir setzten deshalb vor allem die Skeptiker in den Ausschuss. Zum Vorsitzenden machten wir einen Engländer. Zu unserem großen Erstaunen waren am Ende alle Mitglieder begeisterte Anhänger der Wiedervereinigung.

Meine Kontakte zu Frankreich führten vor einigen Jahren dazu, dass ich eine Einladung zu einer Reise in die USA bekam. Ich war unter mehreren französischen Abgeordneten der einzige Nichtfranzose. Die Reise führte uns nach „Nouvelle Orléans“, ins französischsprachige Hotel Sofitel in Washington (selbst die Putzfrauen sprachen französisch), ins kanadische Toronto, wo alle Reden – selbst von den Englisch sprachigen Kanadiern - auf französisch gehalten wurden und schließlich nach Québec, wo wir fast wieder zu Hause waren. Der Grund für diese französische Reise lag darin, dass praktisch kein französischer Abgeordneter englisch sprach. Ich habe mir allerdings anschließend ein Büchlein mit Geschichten in frankokanadisch gekauft. Und ich stellte fest, dass es doch große Unterschiede, selbst im Wortschatz gab. Die Franzosen in Kanada reden ein Französisch, wie man es vor zweihundert Jahren in der Bretagne sprach. Sie wurden von den Englisch sprachigen Kanadiern fast zweihundert Jahre isoliert und heute wehren sie sich gegen die Anglisierung durch Unabhängigkeitswünsche.

Französisch wurde das Ganze auch dadurch, dass wir immer von Franzosen, etwa dem französischen Generalkonsul in Nouvelle Orléans oder vom französischen Botschafter in Washington zum Mittagessen oder Abendessen eingeladen wurden. In Nouvelle Orléans war natürlich Katrina, das große Unwetter ein Gespräch. Der Generalkonsul zeigte uns zum Beispiel ein Plakat, auf dem stand „Buy us back, Chirac“. Die Franzosen fühlten sich wie im 18. Jahrhundert, als Louisiana noch zu Frankreich gehörte.

Außerdem pflegte ich einen Kontakt zu der Europäischen Gesellschaft für Materialwissenschaften, deren Sitz in Strasbourg ist. Ich besuchte mehrere Ihrer Konferenzen, unter anderem war ich zweimal in Warschau, Auch die moderne Krebsbekämpfung steht im Mittelpunkt ihrer Arbeiten. So erhielt der Generalsekretär, Prof. Siffert, einer der letzten deutschsprachigen Professoren in Strasbourg, jüngst von der UNESCO einen Lehrstuhl für Nano-Medizin.

Die schwedische Akademie der Wissenschaften brachte ich mit STOA zusammen, wie ich ohnehin STOA als Kontakt zum EP betrachtete. Doch alles in allem wollte ich die Zeit des EP abschließen. Ich habe deshalb auch keine Verantwortung in der Gesellschaft der Ehemaligen übernommen.

Das Leben ist noch nicht zu Ende. Doch zu Ende kommt das politische Leben als solches. Will man die Erfahrung auf einen Punkt bringen, dann vielleicht den: Politik ist eine Leidenschaft und sie hat etwas mit Macht zu tun. Leidenschaft deshalb, weil Politik mehr ist als ein Geschäft. Wer Geld verdienen will, soll andere Tätigkeiten suchen. Denn gescheitert sind alle diejenigen, die mit der Politik Geld verdienen wollten. Und Macht deshalb, weil Politik Einfluss in der Öffentlichkeit ermöglicht. Über sie wirkt man in der Öffentlichkeit und unter Umständen kann man etwas bewirken, etwas verändern, was schließlich den Sinn von Politik ausmacht.

Gescheitert sind deshalb viele, die sich an der Politik aus anderen Gründen versucht haben. Wer Politik nicht mit Leidenschaft verbindet, wer vergisst, dass Politik mit Macht zu tun hat, der oder die wird nichts erreichen. Politik ist keine angewandte Philosophie. So muss man manchmal auch mit seinem schlimmsten Feind verhandeln, etwa heute mit Assad. Außerdem braucht man Glück. Scheitern wird aber auch, wer keinen Rückhalt in der Familie oder bei einem vertrauten Menschen hat. Doch ohne meine Familie hätte ich es nicht geschafft. Ihr gilt deshalb der größte Dank.